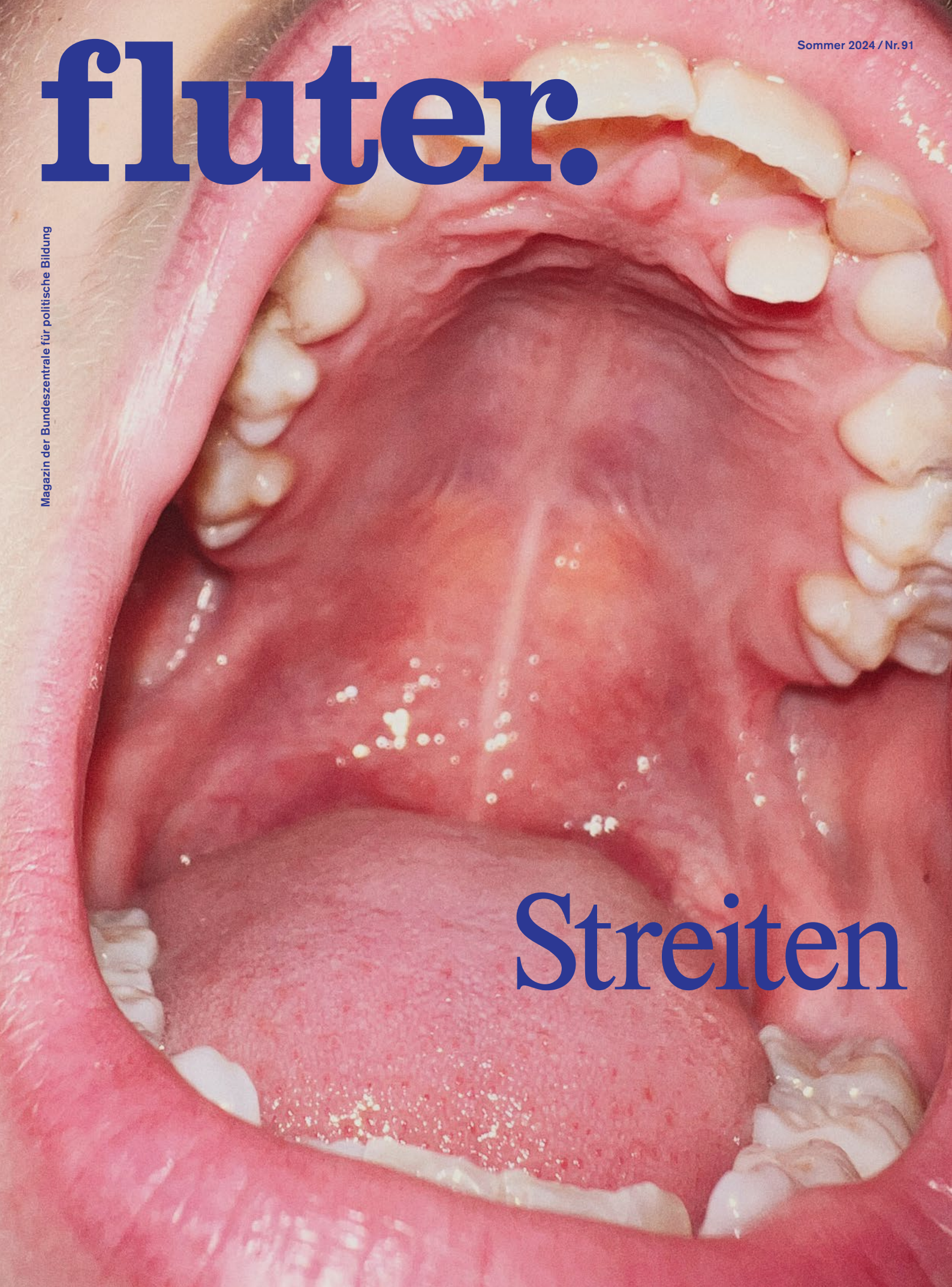


fluter.

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Streiten



Was zur Hölle...

Foto: Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus



... denken sie in der
Ukraine über die US-Wahl?
In der Türkei über KI?
Und in Frankreich über
Deutschland? Auf *eurotopics.net*
findest du täglich eine
übersetzte Presseschau aus
ganz Europa.



It's in the air:

Manchmal fehlen einem im Streit die Worte. Vor allem Frauen wird immer noch beigebracht, dass Wut eine Emotion ist, mit der sie schnell „zickig“ oder „hysterisch“ rüberkommen. Das führt dazu, dass viele ihren Ärger eher herunterschlucken, statt sich mal richtig Luft zu machen

W

Wo gestritten wird, ist Leidenschaft, Frust und Wut. Einmal in Rage, werfen wir uns so einiges an den Kopf, weil wir einander einfach nicht verstehen oder die Schuld nicht bei uns selbst sehen. Ein Streit tut oft noch Jahre später weh, egal, ob sich die Eltern verkrachen oder die Clique, in der gestern alle noch Freunde fürs Leben sein wollten.

In der öffentlichen Debatte scheinen die Streitigkeiten unversöhnlicher zu werden: links gegen rechts, Klimaaktivisten gegen Status-quo-Beharrer, Gen Z gegen Boomer, oft scheint es nur noch schwarz und weiß zu geben. In diesem Lagerdenken ist Streit längst zur harten Währung geworden. Aus Provokation wird Aufmerksamkeit, werden Klicks, Sendezeit oder Schlagzeilen. Provokation verkauft sich. Und verunmöglicht fairen Streit.

Der hört auch dort auf, wo Streitigkeiten in Gewalt eskalieren. Dort, wo eine Seite mehr Macht hat und der anderen keine Augenhöhe zugesteht. Dort, wo sich die Fronten so

verhärtet haben, dass nicht mehr die Lösung zählt, sondern der größtmögliche Schaden beim Gegenüber. Aus solchen Streits mag eine oder einer als Gewinner hervorgehen, am Ende aber haben beide verloren.

Worüber wir als Gesellschaft streiten, zeigt, wo es Probleme gibt. Wie wir die Konflikte lösen, zeigt, ob wir uns als Gesellschaft weiterentwickeln. Deshalb gibt es feste Arenen des Streits. Hier ist er das legitime Werkzeug, weil gemeinsam gesetzte Regeln dem Streiten Grenzen und Ziele setzen. Sei es in Parlamenten oder im Arbeitskampf: Am Ende geht es allen um eine Einigung. Auch auf den Straßen wird demokratisch gestritten, für Mitbestimmung, Gerechtigkeit, Solidarität und für die Demokratie selbst.

Streiten ist wichtig, klar. Aber nicht nur, dass gestritten wird, ist zentral, sondern vor allem, wie gestritten wird. In der Auseinandersetzung für unsere Bedürfnisse und Werte sollten wir beharrlich sein, aber zugewandt bleiben.

Manchmal braucht es Streit, damit sich etwas verändert. Damit man einander verstehen und die Perspektive des Gegenübers zum Anlass nehmen kann, einen guten Kompromiss zu finden. Streitend wächst man aneinander. Und nicht zuletzt: Wer bereit ist, zu streiten, zeigt seinem Gegenüber auch: Du bist es mir wert.

*Simone Ahrweiler und Katharina Wellem*s

Inhalt



Oft wird um Geld, Identität oder die Wahrheit gestritten. Zu allen diesen Themen haben wir (kostenlose) Hefte: fluter.de/hefte



40



34

6 Tage des Zorns

Kann man streiten lernen wie eine Fremdsprache?

9 „Da bin ich ein bisschen ausgetickt“

Fight Club I: Eine Schülerin und eine Lehrerin über Macht und Prinzipienreiterei

10 Triggerwarnung

Der Soziologe Steffen Mau untersucht, was die Deutschen auf die Palme bringt

16 Reden und reden lassen

Der Plenarsaal des Bundestags ist eine Arena des demokratischen Streits

18 Unter uns

Damit nicht jeder Nachbarschaftsstreit vor Gericht landet, gibt es Schiedspersonen

21 „Ich will meine Sache gut machen, auch im Streit“

Fight Club II: Zwischen Tochter und Mutter kracht es oft. Aber beide wissen, wie das gemeint ist

22 Lunchtime statt Crunchtime

In der Games-Branche muss der Arbeitskampf erst freigespielt werden

24 Frieden, auch wenn es anstrengend ist

In diesem Dorf leben jüdische und arabische Israelis zusammen

26 Scheißspannend

Wie wir fluchen und beleidigen, verrät viel über uns

28 Mein bester Feind

Tagsüber unterrichtet Marcus, abends provoziert er andere im Internet. Warum?

32 Götter des Gemetzels

Die urgewaltigen Zoffs seiner Eltern haben unseren Autor zum Friedensdienstleister gemacht

34 Eat Sleep School Fight

In Indonesien liefern sich Schüler brutale Straßenschlachten

40 Wer hat's erfunden?

Mit Patenten auf Ventile, Achterbahnen oder Melonen lässt sich ein Haufen Geld verdienen

42 Und raus bist du

Wie Mobbing an Schulen erlebt wird

44 Good COP or bad COP?

Wochenlange Verhandlungen um Klimapolitik erfordern ein dickes Fell, gerade für kleinere Staaten

47 „Wir Jüngeren wollen oft mit dem Kopf durch die Wand“

Fight Club III: Eine Azubi und ihr Chef über Streit im Betrieb

48 Das ist Realität

Im Reality-TV werden Konflikte gesät, erfunden, versöhnt und wieder aufgewärmt

50 Impressum & Vorschau





Äthiopien gegen .. Äthiopien

Eskaliert ein Konflikt zwischen Staaten oder Volksgruppen, kommt es manchmal zu ausgewachsenen Kriegen. Der in der nordäthiopischen Region Tigray war laut Global Peace Index im Jahr 2022 der Konflikt mit den meisten Opfern (vor dem russischen Angriffskrieg in der Ukraine). Laut Schätzungen starben im Bürgerkrieg insgesamt bis zu 600.000 Menschen, Zehntausende Frauen wurden Opfer sexualisierter Gewalt, Millionen durch eine Blockade der äthiopischen Regierungstruppen ausgehungert. Die kämpften gegen die Volksbefreiungsfront von Tigray. Äthiopien ist das zweitbevölkerungsreichste Land Afrikas und in viele

ethnisch definierte Regionalstaaten aufgeteilt. Diesen Föderalismus wollte Ministerpräsident Abiy Ahmed schwächen und die Macht in der Hauptstadt Addis Abeba versammeln. In der Volksbefreiungsfront sah Ahmed dabei den Hauptgegner. Nach fast zwei Jahren Krieg unterzeichneten die Konfliktparteien im November 2022 ein Waffenstillstandsabkommen. An dauerhaften Frieden glaubt kaum jemand: Ein halbes Jahr nach dem Abkommen brachen in einer anderen Region Unruhen aus. Und viele, vor allem junge Äthiopier sehen im Abkommen eine Kapitulation der Volksbefreiungsfront.



Drei Anläufe brauche ich, bevor der Satz endlich sitzt: „Für mich bedeutet das, dass es dir scheißegal ist, ob ich mich in meiner eigenen Wohnung eke.“ Hingeschrieben klingt das einfach, ausgesprochen verlangt es mir einiges ab.

Sonntagnachmittag in einer Berliner Volkshochschule. Die Handvoll Erwachsener, die hier zusammensitzt, vereint eines: Sie wollen lernen, mit Konflikten umzugehen.

Es soll Menschen geben, die Streit mögen. So gern sogar, dass sie Berufe wie Politikerin oder Talkshow-Gastgeber ergreifen und offene Auseinandersetzungen zu ihrem Alltag machen.

Mich macht Streit fertig. Wenn im Deutschlandradio die Moderatorin einen Politiker wegen seiner Ansichten zur Migration grillt, muss ich abschalten. Wenn andere laut werden, bekomme ich schwere Schweißausbrüche. Es ist mir körperlich unangenehm, einer Auseinandersetzung beiwohnen zu müssen, erst recht, sie selbst zu führen.

Glaubt man allen Ratgebern, die ich dazu gelesen habe, steht dahinter die Angst vor Ablehnung. Ein anderer Grund liegt ganz offenbar in meiner Familie. In anderen Haushalten mag am Abendbrotstisch diskutiert worden sein, bei uns gab es so gut wie nie offene Auseinandersetzungen. Als meine Eltern meinem Bruder und mir mitteilten, dass sie sich scheiden lassen würden, fielen wir aus allen Wolken. Nichts – kein Gebrüll, keine knallenden Türen, kein verächtlicher Blick – hatte darauf hingedeutet, dass sie sich nicht mehr verstanden. Ich habe schlicht nicht gelernt, wie Streiten geht.

Unsere Autorin
ist konfliktscheu bis zur
Selbstverleugnung.
Ein Seminar
soll Abhilfe schaffen

Leider verschwinden Unzufriedenheit und verletzte Gefühle nicht, wenn man es vermeidet, sie anzusprechen. Sie suchen sich nur einen anderen Weg und kommen dann als passiv-aggressives Gepampe heraus oder bleiben als nagender Groll in der Körpermitte sitzen. Beides kenne ich gut, deswegen sitze ich an diesem Wochenende in der Volkshochschule, um zum Vorzugspreis von 55,80 Euro in Theorie und Rollenspielen das Streiten zu lernen.

Wir sind acht Erwachsene zwischen Anfang 30 und Anfang 50. Zwei meiner Mitstreiter sind dabei, weil ihnen ihre Konfliktflucht schon auf den Magen schlägt. Eine Teilnehmerin bezeichnet sich als Vulkan, die Gefühle brodeln so lange in ihr, bis sie irgendwann unkontrolliert ausbrechen.

des Zorns

Der erste Seminartag gehört dem Grundlagenwissen: Was ist eigentlich ein Konflikt? Eine subjektiv empfundene Spannungssituation. Was gilt es dabei nie zu vergessen? Es gibt keine objektive Wahrheit, nur Situationen und unseren individuell gefärbten Blick auf sie. Welcher Grundmechanismus herrscht kulturübergreifend? Konflikte funktionieren zirkulär, heißt: Jede Seite betrachtet sich selbst als diejenige, die lediglich auf das Verhalten der anderen reagiert, woraufhin diese dann wieder... und so weiter.

Unser Umgang mit Konflikten, erklärt die Seminarleiterin, sei größtenteils familiär bedingt, über den Rest entschieden unser Charakter und das kulturelle Umfeld. Die gute Nachricht: Weil ein Großteil unseres Verhaltens in Konflikten erlernt sei, lasse es sich auch verändern. Die schlechte Nachricht: Es sei gut, Dinge, die man als störend oder verletzend empfindet, frühzeitig anzusprechen und zu klären. Das ist der Moment, in dem ich mich melde und frage: Was, wenn ich es 15 Jahre lang verpasst habe, einen Konflikt zu thematisieren?



Fluter Nr. 91, Thema: Streiten

Es ist nämlich so: Ich wohne mit meiner besten Freundin zusammen - und finde meist ein ungeputztes Bad vor, wenn ich von einer Reise zurückkehre. Das geht seit anderthalb Jahrzehnten so, und genauso lange ärgere ich mich darüber. Aber hasenfüßig, wie ich bin, habe ich das Thema nie angesprochen. Weil ich Haare auf den Fliesen und Wollmäuse in den Ecken wirklich nicht mag, endet es immer gleich: Ich grummle nach meiner Heimkehr still in mich hinein und schicke den Staubsaugerroboter durchs Bad.

Durch den allgemeinen Achtsamkeitshype und das gewachsene Bewusstsein für mentale Gesundheit sind viele mit Gewaltfreier Kommunikation (GfK) vertraut. Manche sprechen fließend GfK. Das Konzept hat der US-amerikanische Psychologe Marshall B. Rosenberg ab den 1960er-Jahren entwickelt. Es basiert auf vier Schritten: Erst formuliert man - möglichst wertfrei - eine Beobachtung, dann das Gefühl, das sich daraufhin bei einem selbst einstellt. Als Nächstes äußert man das eigene Bedürfnis und schließlich eine Bitte. GfK gilt als Goldstandard der Konfliktlösung, sei es in Partnerschaften, der Psychotherapie oder der internationalen Diplomatie. Auch mir wurde mehr als einmal geraten, Generalisierungen und Anklagen zu vermeiden und Ich- statt Du-Botschaften zu formulieren. Nur hilft mir das Konzept leider kein Stück dabei, meine Furcht vor Auseinandersetzungen zu überwinden.

Was dagegen hilft, mein Problem anzugehen: mir die Gründe zu vergegenwärtigen, warum sich eine Auseinandersetzung lohnt. Die Seminarleiterin lässt uns aufschreiben, wofür Konflikte gut sein können:

- Sie sind Mittel der Kommunikation.
- Sie dienen einem Perspektivwechsel.
- Sie ermöglichen Veränderungen.
- Sie vertiefen Beziehungen.
- Sie stellen die Demokratie sicher.

Am Ende ist die Liste länger, als ich gedacht hätte. Mich überzeugt vor allem das Argument, dass Konfliktlösung wie ein Muskel funktioniert: Je öfter man es tut, desto leichter wird es. Auch die sehr naheliegende Überlegung, dass Konflikte helfen können, eigene Interessen durchzusetzen, kommt mir angesichts meines Badproblems hilfreich vor.

Ich bin mir wegen meiner Konfliktscheue immer ein bisschen minderbemittelt vorgekommen. Aber an diesem Wochenende lerne ich: Es gibt keinen besseren oder schlechteren Konfliktstil. Ob man die Konfrontation vermeidet, in einem Konflikt nachgibt, sich durchsetzt oder einen Kompromiss findet: Alles hat Vorteile und Nachteile. „Das Ziel entscheidet

über den Stil“, sagt die Seminarleiterin. Wenn ich in Sachen Dreckbad bislang die Vermeidung statt des offenen Streits gewählt habe, dann war das schon eine Konfliktstrategie - und für mich der Weg des geringsten Widerstandes. Der Satz der Seminarleiterin klingt für mich befreiend.

Ganz ohne GfK geht es auch in unserem Seminar nicht. Aber weil sich die Leiterin vor lauter behutsamen Ich-Botschaften und verbalem Appeasement förmlich danach sehnt, mal wieder jemanden zusammenzustauchen, belässt sie es bei den Grundlagen. Und erklärt uns abschließend zwei Konflikttechniken, die oft helfen sollen, mit der Sprache rauszurücken: eine zur ergebnisoffenen Verhandlung („Wie siehst du das, und welche Lösung siehst du?“), und eine, die Konflikte quasiautoritär in eine gewünschte Lösung übersetzt („Das ist es, was ich will und warum“).

Die zweite hilft mir tatsächlich: In der anschließenden Übung formuliere ich die Sätze, die mir lange so schwergefallen sind: „Ich will, dass du in Zukunft putzt, bevor ich nach Hause komme. Denn für mich bedeutet das schmutzige Bad, dass es dir scheißegal ist, ob ich mich in meiner eigenen Wohnung ekle.“ Klingt wirklich nicht gewaltfrei. Egal, sagt die Seminarleiterin. Wichtiger sei erstmal, klar zu formulieren. Im späteren Streitgespräch könne ich das immer noch netter ausdrücken.

Konflikte verschwinden nicht, wenn man sie wegdrückt, sie brechen nur anders heraus: als passiv-aggressives Gepampe zum Beispiel oder als nagender Groll

Keine Ahnung, ob ich das schaffe. Zumindest glaube ich aber, jetzt so etwas wie einen Fahrplan zu haben. Ich streite für (nicht etwa über) etwas. Es geht mir weniger um dreckige Fliesen als um die fehlende Anerkennung für ein Bedürfnis (nicht auf Staubmäuse und Teppiche aus Haaren zu treten, die nicht meine sind). Und wenn ich mein Anliegen sachlich und nachvollziehbar formuliere, droht mir vermutlich auch keine Ablehnung. Und noch eins habe ich gelernt: ohne konkreten Anlass kein Konfliktgespräch. Die Wörter „immer“, „jedes Mal“ oder „seit 15 Jahren“ haben wohl noch nie einen gelungenen Streit eingeleitet. Was das Bad angeht, warte ich also wohl lieber auf die nächste Reise. Oder ich lasse diesen Text offen auf dem Küchentisch rumliegen.



Hat eine mehr zu melden als die andere, ist der Streit schnell vorbei. Eine Lehrerin und eine Schülerin über Machtpositionen und Prinzipienreiterei

fluter: Rechthaber, Hitzköpfe und People Pleaser: In der Schule treffen unterschiedliche Streittypen aufeinander. Wo würdet ihr euch selbst verorten?

Anne (61): Ich bin eher der Typ, der das Gespräch sucht. Ich habe ein starkes Bedürfnis, Lösungen zu finden, und kann nicht damit umgehen, wenn Unbehagen im Raum ist.

Malak (16): Das ist bei mir auch so, besonders bei nahestehenden Menschen. Bei anderen neige ich dazu, direkt in den Angriff zu gehen. Ich muss nicht jeden mögen, nicht jeder muss mich mögen.

Wie ist das, wenn du Stress mit deinen Lehrerinnen und Lehrern hast?

Malak: Kommt nicht oft vor. Aber wenn ich meine, irgendwas ist nicht fair, spreche ich es an. Bei der Notenvergabe habe ich meist das längste Gespräch: Ich will verstehen, warum ich so bewertet wurde. Einmal hatten eine Mitschülerin und ich dieselben Lösungen in einer Mathearbeit, trotzdem hatte ich eine Fünf und sie eine Vier. Der Lehrer hat sich rausgeredet, statt mir zu erklären, was falsch war. Da bin ich ein bisschen ausgetickt.

Trauen sich alle Schülerinnen und Schüler, so in den Konflikt zu gehen, Anne?

Anne: Durch das Leistungssystem, in dem die Schülerinnen und Schüler ständig beobachtet und bewertet werden, befürchten sie Nachteile und trauen sich nicht immer.

Mir ist wichtig, dass sie wissen: Wir können über Unstimmigkeiten sprechen. Ich muss nicht für alles Verständnis haben, aber offen sein für Dialog. Es dauert, dieses Vertrauensverhältnis aufzubauen. Aber wenn man es vernünftig macht, verliere ich als Lehrerin nicht das Gesicht, auch wenn ich mal etwas nicht richtig mache.

Ist es dir wichtig, von deiner Klasse als Autoritätsperson wahrgenommen zu werden?

Anne: Das System macht uns zu Autoritäten. Das müssen wir auch vermitteln. Mir geht es aber viel mehr darum, dass wir uns gegenseitig respektieren.

Malak: Lehrer sollten Autoritätspersonen sein. Wenn der Unterricht nur aus Späßen besteht und der Lehrer bei jedem Satz unterbrochen wird, nimmt man ihn irgendwann nicht mehr ernst. Aber fürchten darf man sich auch nicht.

Anne: Ein Problem mit der Autorität ist, dass ich als Lehrerin manchmal Prinzipien umsetzen muss, von denen ich selbst nicht überzeugt bin. Bei uns ist es zum Beispiel verboten, den Hof zu verlassen. Schülerinnen und Schüler, die in der Pause zur Bäckerei gegenüber laufen, muss ich verwarnen. Ich würde den Jugendlichen gern auch erlauben, freitags zu den Klimademos zu gehen. Darf ich aber nicht. Es gibt einige Regeln, die ich mir anders wünsche, an denen ich aber nicht rütteln kann. Dieses Machtverhältnis kann man nicht völlig beiseiteschieben.

Bei Konflikten innerhalb der Klasse spielt das weniger eine Rolle. Welchen Unterschied macht es, mit wem man streitet?

Malak: Wenn wir mit Lehrern streiten, geht es meist um schulische Sachen. Dabei hat man immer im Kopf, der Lehrer steht über mir, wir sind keine Kumpels. Deswegen hätte ich auch nicht gewollt, dass meine Klassenlehrerin hier mit mir im Interview sitzt. Da festigt sich vielleicht ein Bild. Bei Konflikten mit Schülern kann man sich auch mal anschauen, da ist man auf Augenhöhe. Aber mit Lehrern musst du vorsichtig sein. Zumindest, wenn du noch gute Noten schreiben willst.

Wie kann man trotz des Machtgefälles gut streiten?

Malak: Wenn ein Lehrer mitbekommt, der Schüler hat Angst, ein Problem anzusprechen, sollte er mal nachfragen. Das würde vielen Schülern zeigen, dass sich etwas ändern kann, wenn man es nur anspricht.

Anne: Uns Lehrerinnen und Lehrern muss unsere Machtposition bewusst sein. Wir haben für eine gleichberechtigte Streitatmosphäre zu sorgen. Dafür müssen die Strukturen stimmen: Wenn wir einen Streit haben, holen wir eine neutrale Person dazu. Oft hat man Sorge, dass andere etwas vom Streit mitbekommen. Aber es ist nie schlecht, sich Hilfe zu holen. Das müssen wir lernen.

Malak: Wenn wir Schüler uns unfair behandelt fühlen, sollten wir trotzdem versuchen, einander zu verstehen. Lehrer sind auch nur Menschen. Das vergisst man schon mal.

Interview: Alina Schneider

Trigger

Gendersternchen,
SUV-Fahrer, arabische Clans:

Es kracht ständig.

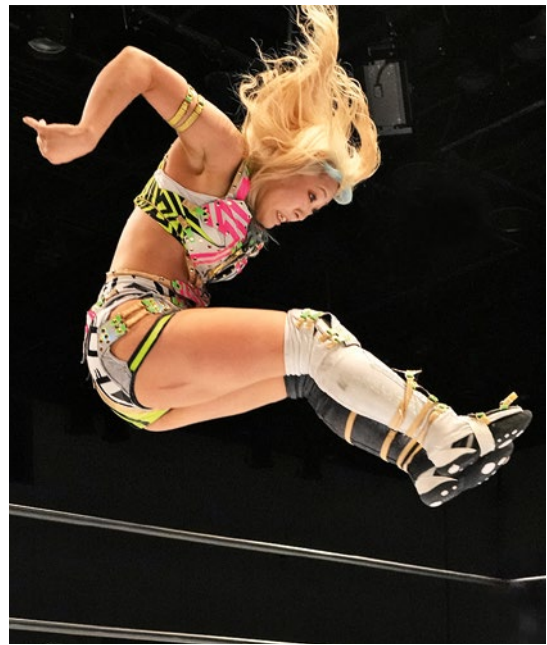
Aber insgesamt ist
die deutsche Gesellschaft
einiger als gedacht, sagt
der Soziologe *Steffen Mau*

„Makrosoziologie“ steht an Steffen Maus Büro in der Berliner Humboldt-Universität. Das ist Programm: Mau hat das Land auf die Couch gelegt. Was treibt die Deutschen um, was regt sie auf? Welche Werte teilen sie? Ist die Gesellschaft gespalten? Mau wollte Daten. Und untersuchte über zwei Jahre, bei welchen Themen die Leute an die Decke gehen.

fluter: Lastenrad, Kindergrundsicherung, Gendern, Veggieday, arabische Clans. Bei mindestens einem dieser Wörter dürfte bei unseren Leserinnen und Lesern der Puls steigen, Herr Mau. Warum reicht manchmal schon ein Begriff, um uns aus der Fassung zu bringen?

Steffen Mau: Solche Begriffe sind Chiffren. Sie stehen symbolisch für größere Themen und berühren moralische Grundüberzeugungen, etwa darüber, dass der Sozialstaat schwach oder Migration gefährlich ist. Menschen können prinzipiell offen sein für rationale Argumente – kommt ein solcher Reizbegriff auf, kann eine Debatte spontan umschlagen. Es wird emotional, es wird laut, und das eigentliche Thema, etwa die Bekämpfung von Kinderarmut, wird oft im Streit zerrieben.

Diese ständige Erregung scheint vielen Angst zu machen. Laut der Studie „Jugend in Deutschland“ aus dem Frühjahr fürchten sich junge Menschen genauso stark vor einer Spaltung der Gesellschaft wie vor den Folgen des Klimawandels.



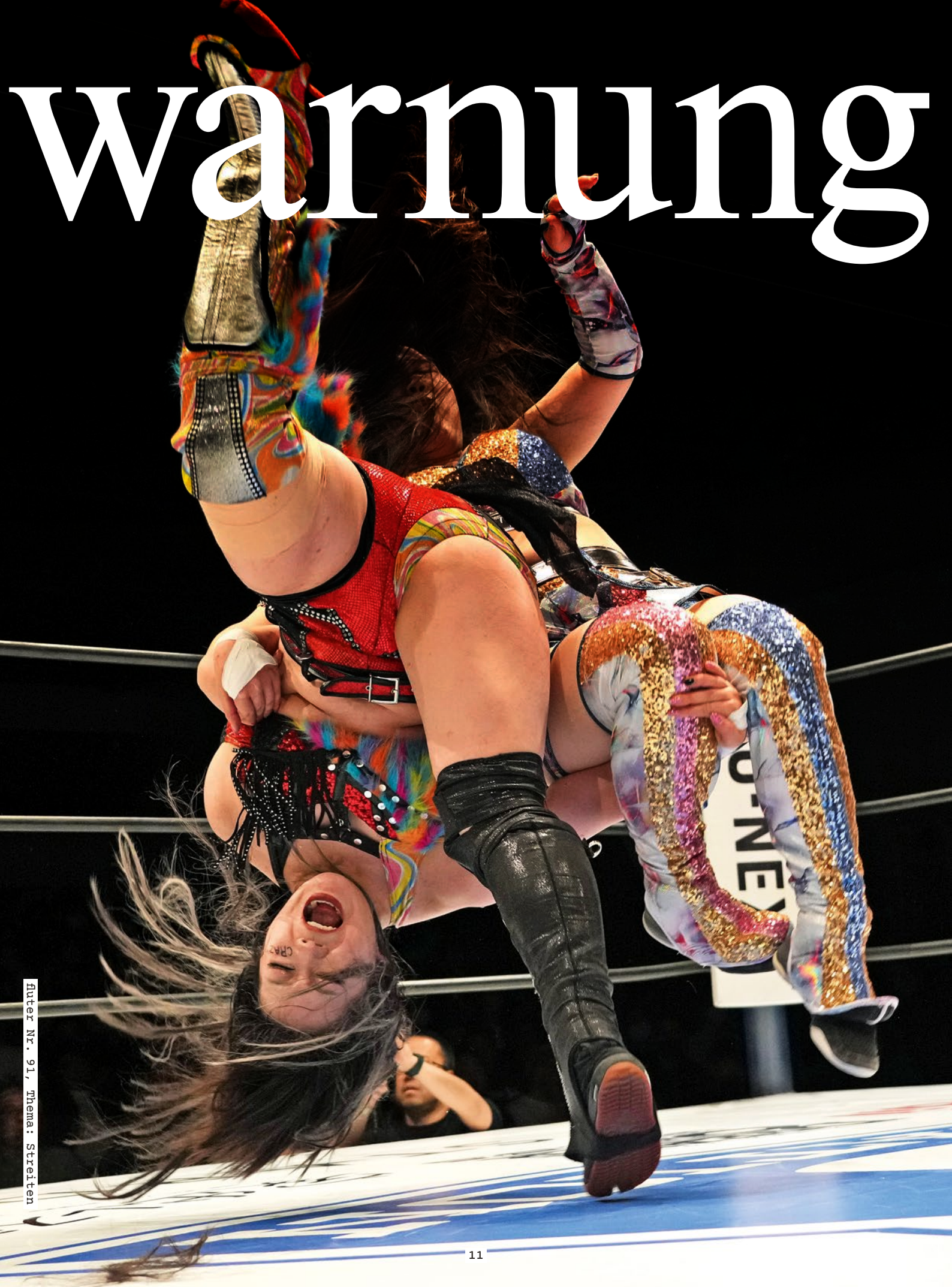
Interview: Jonas Mayer und Paul Hofmann
Fotos: Etsuo Hara

Die angebliche Spaltung ist ein AngstszENARIO der Deutschen, bei jungen wie älteren, seit Jahrzehnten schon. Und es stimmt ja: Wenn wir uns in der Welt umsehen, scheinen viele Gesellschaften im Konflikt zu versinken. Die USA sind politisch so gespalten, dass Verständigung unmöglich geworden ist. In Deutschland stehen wir unter einer Art Grundspannung, würde ich sagen. Die Pandemie, ein Krieg mitten in Europa, die Energiekrise: Wir haben in den vergangenen Jahren viele politische Schocks erlebt. Die Fliehkräfte zu den politischen Rändern werden stärker.

Aber gespalten sind wir deshalb noch nicht, sagen Sie.

Laut unserer Forschung gibt es eine relativ stabile, ideologiefreie Mitte. Die überwältigende Mehrheit der Gesellschaft empfindet den Klimawandel und Ungleichheit als schlecht, Diversität und Migration mit Einschränkungen als gut.

warning



Fluter Nr. 91, Thema: Streiten

Die Fotos auf diesen Seiten hat Etsuo Hara auf der japanischen Women-Pro-Wrestling-Tour gemacht. Dass der Streit der Wrestlerinnen inszeniert ist, stört dort niemanden: Das „Puroresu“ ist in Japan Volkssport. Und während der Fokus der US-amerikanischen WWE auf der Unterhaltung liegt, geht es beim japanischen Wrestling um die sportliche Auseinandersetzung. Und hart zur Sache



Für ihre Studie haben Mau und seine Mitarbeiter Thomas Lux und Linus Westheuser mehr als 2.500 Personen zahllose Fragen gestellt – und Kleingruppen über Veggiedays, Obergrenzen für die Aufnahme Geflüchteter oder Homosexualität in Schulbüchern diskutieren lassen. Das Ergebnis der Befragungen hat mehr als 500 Seiten: „Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft“ ist im Herbst 2023 erschienen. Im Buch vergleichen Mau und Co. Gesellschaften bildlich mit Tieren. Die USA sind ein Kamel: zwei strikt getrennte Lager beziehungsweise Höcker. Deutschlands Gesellschaft gleicht einem Dromedar mit einem großen Höcker in der Mitte und schwachen extremen Rändern.

Das Ergebnis Ihrer Studie überrascht. Warum macht es denn auf viele den Anschein, die deutsche Gesellschaft sei gespalten?

Der Eindruck entsteht dadurch, dass extreme Positionen und emotionale Aussagen mehr Aufmerksamkeit bekommen als die moderaten. Weniger am Esstisch, Gartenzaun oder im Kegelerverein, aber Talkshows werden so besetzt, Überschriften geschrieben und die Algorithmen sozialer Medien werden so entwickelt. Wenn gleichzeitig die breite Mitte der Gesellschaft eher still ist und auch nicht angehört wird, entsteht das Gefühl, die Gesellschaft sei gespalten.



Die Rede von der Spaltung ist also eine selbsterfüllende Prophezeiung?

In den USA gibt es sogar Forschung dazu, dass die gefühlte Polarisierung die reale mit vorantreibt. Wenn wir erst mal denken, es gebe nur zwei unversöhnliche gesellschaftliche Gruppen, versuchen wir uns einer zuzuordnen. Sind wir für oder gegen die Coronamaßnahmen? Für oder gegen die Lieferung von Taurus-Marschflugkörpern an die Ukraine? Pro Israel oder pro Palästina?

„Wir sehen in unseren Daten, dass mehr junge als alte Deutsche gegen ein Tempolimit sind. Dass Frauen generell toleranter sind als Männer, aber größere Vorbehalte gegenüber muslimischer Zuwanderung haben“

Dieses Lagerdenken erschwert es, sich überhaupt zu verständigen und Kompromisse einzugehen.

Ja, viele Auseinandersetzungen werden dann unversöhnlich. Um einen Kompromiss zu finden, muss man den anderen erst einmal gute Absichten unterstellen und die andere Meinung respektieren. Das fällt leichter, wenn man nicht denkt, die andere Person sei böse und hinterhältig oder wolle gesellschaftlichen Schaden anrichten. Dieses Freund-Feind-Denken wird aber in der Öffentlichkeit oft aktiviert.

Wer hat daran Interesse?

Wir nennen sie Polarisierungsunternehmer: Rechtspopulisten, Identitäre, Querdenker, manche Politiker und Journalisten. Eigentlich alle, die gesellschaftliche Themen so zu ihrem Vorteil politisieren, dass es starke Emotionen und Lagerbildungen auslöst. Polarisierungsunternehmer drücken ganz gezielt auf Triggerpunkte.

Den Begriff „Triggerpunkt“ hat sich Mau aus der Medizin geliehen. Er beschreibt eigentlich Verhärtungen des Gewebes, wie sie an einem langen Tag am Schreibtisch im Nacken entstehen können. Eine falsche Bewegung, schon schreit man auf. Laut Mau können ganze Gesellschaften solche Verspannungen spüren. In den Gruppendiskussionen kristallisierten sich vier typische Trigger heraus:

1. Ungleichbehandlungen: das Gefühl, andere würden bevorteilt
2. Normalitätsverstöße: die Befürchtung, das „Normale“ würde verletzt, die Regeln unseres Miteinanders gebrochen
3. Entgrenzungsbefürchtungen: die Angst, etwas Fremdes, Suspektes könnte zum neuen Standard werden und zum Kontrollverlust führen
4. Verhaltenszumutungen: das Gefühl, von neuen Verhaltensvorgaben (zum Beispiel „Sprechverboten“ oder einem Tempolimit) eingeschränkt zu werden



Kann man von biografischen Merkmalen auf die politische Einstellung schließen? Wer studiert hat, in der Stadt lebt, gut verdient, ist tendenziell fürs Gendern, für Einwanderung, für ein Tempolimit?

Einkommen, Klasse und Bildungsgrad gehen mit entsprechenden Positionen einher. Aber das Land teilt sich nicht in eine sozial gleichgültige, kosmopolitische Klasse und eine Arbeiterschicht, die auf Klassenkampf und ethnische Abgrenzung drängt. Wir haben festgestellt, dass diese gefühlten Trennlinien viel schwächer oder anders verlaufen als erwartet.

Haben Sie dafür Beispiele?

Wir sehen in unseren Daten, dass die „fossilen Boomer“ mehrheitlich bereit sind, sich zugunsten des Klimaschutzes in ihrer Lebensweise einzuschränken. Dass interessanterweise mehr junge als alte Deutsche gegen ein Tempolimit sind. Dass Frauen generell toleranter sind als Männer, aber größere Vorbehalte gegenüber muslimischer Zuwanderung haben. Auch die Unterschiede in der Einstellung von Ost- und Westdeutschen, etwa gegenüber der Klimapolitik, fielen schwächer aus als erwartet.

Was hat den größten Einfluss auf die Anfälligkeit für Trigger?

Die Position in der Sozialstruktur, also die ökonomische Stellung. Je weiter unten man sitzt, desto heftiger ist die Abwehr von Veränderung.

„Manche leben die Autonomie, die ihnen im Arbeitskontext womöglich fehlt, eben privat aus, auf der Autobahn oder am Grill. Sie wollen sich nichts vorschreiben lassen“

Sie sprechen von einer allgemeinen „Veränderungsererschöpfung“.

Vielen fehlen die Ressourcen, um sich auf Veränderungen einzustellen. Wenn ich drei Fremdsprachen spreche, feiere ich die Globalisierung natürlich. Und Nachhaltigkeit wird zum Gewinn, auch im gesellschaftlichen Ansehen, wenn ich es mir leisten kann, ökologisch zu konsumieren. Diese Erschöpfung äußert sich übrigens auch in den Berufskontexten: Personen in unteren sozialen Positionen sind in ihrem

beruflichen Umfeld häufiger eingezwängt, also eher Befehlsempfänger. Die leben die Autonomie, die auf der Arbeit fehlt, dann eben privat aus, auf der Autobahn oder am Grill. Sie wollen sich nicht bevormunden lassen.

Mau beobachtet einen „Allmählichkeitsschaden“. Der nächste Begriff, den er klug entliehen hat: So bezeichnen Versicherungen Schäden, die über einen längeren Zeitraum entstehen und unbemerkt bleiben. Und wenn man sie bemerkt, ist es sehr schwer, sie zu beheben, manchmal unmöglich. So ist es laut Mau auch in der politischen Kultur: Die Debatte verschleißt, das Vertrauen in Institutionen wie Politik, Wissenschaft und öffentlich-rechtliche Medien bröckelt. Durch viele kleine Grenzüberschreitungen, die für sich genommen unbedeutend wirken, aber in Summe die offene, pluralistische Gesellschaft beschädigen.

Nachdem im Frühjahr ein geheimes Treffen von Rechtsextremen in Potsdam bekannt wurde, an dem auch Abgeordnete der AfD teilgenommen hatten, sind Millionen Deutsche auf die Straße gegangen. Waren die Enthüllungen um das Geheimgespräch und der Begriff „Remigration“ Triggerpunkte?

Ich denke schon. Millionen hatten das Gefühl, dass da eine Grenze überschritten wurde, und gingen demonstrieren. Eine gesellschaftliche Immunreaktion. Daran zeigt sich, dass Triggerpunkte positiv wirken können: Indem die Menschen für die offene Gesellschaft auf die Straße gingen, haben sie Veränderung mitgestaltet, statt sie zu erleiden. Diese Selbstwirksamkeit ist zentral, um mit Wandel umgehen zu können.

Nun finden nicht ständig und überall Demos statt. Die sozialen Medien befeuern Polarisierungsempfinden und Ohnmacht oft. Welche Streitorte bleiben, um zu „enttriggern“, um konstruktiver zu streiten?

Ich bin für Lesungen häufiger in Bibliotheken unterwegs, auch in Plattenbausiedlungen. Da kommen die Leute unvoreingenommen. Der direkte Austausch ermöglicht viel mehr Sachlichkeit als die sozialen Medien. Früher waren auch die Kirchen, Gewerkschaften und Volksparteien Orte der Selbstwirksamkeit und Verständigung. Nur haben die enorm an Mitgliedern und Vertrauen verloren. An ihrer Stelle stehen heute Netzwerke, Vereine und Initiativen, die weit weniger mächtig und schwerer zu greifen sind. Spannend fand ich zuletzt die Zusammenarbeit von Fridays for Future mit der Gewerkschaft ver.di.

Die gemeinsam für die Mobilitätswende lobbyieren.

Weil die, wenn man sie richtig gestaltet, fürs Klima und die Arbeitsbedingungen im öffentlichen Nahverkehr gut wäre. Das ist ein gutes Beispiel für eine Allianz unterschiedlicher ökonomischer Gruppen. Da gibt es ein Mobilisierungspotenzial, das bislang brachliegt.

Als Makrosoziologe leben Sie von der Draufsicht, kreisen ein wenig über dem Geschehen. Was triggert Sie?

Wenn ich das Gefühl habe, Leute drücken bewusst Triggerpunkte, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. ➔



Steffen Mau, 55, ist Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Einige halten ihn für den einflussreichsten Soziologen Deutschlands. Der mit den griffigsten Metaphern ist er sicher: Mau spricht von Kamelgesellschaften, sozialen Frakturen, Veränderungerschöpfungen – und von seiner Arbeit als „Mythenjagd“.

Tour de beef, Etappe 1: Chile



**Euer gutes
Recht**

Eigentlich wollten die Chilenen ihre Verfassung ändern: Die aktuelle ist von 1980, stammt aus der Militärdiktatur unter Pinochet und gilt als Ursache für die soziale Ungleichheit im Land, weil sie private Renten-, Gesundheits- und Bildungssysteme festlegt. Im Herbst 2019 demonstrierten Hunderttausende für ein neues Grundgesetz. Ein Gremium (aus 155 gewählten Volksvertretern, davon die Hälfte Frauen) erarbeitete einen Verfassungsentwurf. Der hätte mehr Rechte für die indigene Bevölkerung, umfassende Schutzrechte für queere Personen, ein Recht auf Abtreibung, Wohnraum und mehr Umweltschutz

garantiert – und weltweit Vorbildcharakter gehabt. Und die Bevölkerung? Lehnte in einem Referendum mit deutlicher Mehrheit ab. Der Entwurf war vielen doch zu progressiv, bei einigen Artikeln war unklar, wie sie umgesetzt werden sollten. Kritiker witterten eine kommunistische Diktatur, Unsicherheit und Chaos – und legten einen eigenen, konservativeren Entwurf vor. Der wurde kürzlich ebenfalls abgelehnt. Alles bleibt beim Alten. Weil beide Lager ihre Niederlagen eingestanden haben, gilt die chilenische Demokratie trotzdem vielen als Vorbild.

Benjamin Hindrichs

Reden

Politik heißt Streit: um Interessen und Ziele, um Kompromisse und Lösungen. Die Abgeordneten des Deutschen Bundestages verhandeln stellvertretend für alle in der deutschen Gesellschaft – und auch vor aller Augen: Das Grundgesetz fordert, dass im Plenum öffentlich debattiert wird. Die Detailarbeit findet meist in den Ausschüssen statt, die sich in die Themen der anstehenden Diskussion einarbeiten und versuchen, Kompromisse zwischen den Fraktionen zu finden. Sie geben im Plenum eine Beschlussempfehlung, die dann diskutiert wird. Die Debatten folgen Regeln, die die Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages, das Grundgesetz und das Abgeordnetengesetz festlegen. Die griffen so manches Mal, weil der Bundestagspräsident oder die Bundestagspräsidentin Abgeordnete „zur Ordnung rief“ oder sogar des Saales verwies, wenn sie die Würde des Hauses beschädigt hatten. Stenografen, die direkt vor dem Rednerpult sitzen, protokollieren die Debatten wortwörtlich. Und auch die Abstimmungsformen und die Redezeiten sind festgelegt: Soll im Bundestag ein Gesetz beschlossen werden, braucht es eine Mehrheit der Stimmen. In der Regel werden sie per Handzeichen abgegeben, bei politisch besonders umstrittenen Fragen über Stimmkarten. Und je größer die Fraktion, umso mehr Redezeit erhält sie. Kommt ein Parlamentarier trotz Ermahnungen nicht zum Ende, kann ihm der Bundestagspräsident das Wort wieder entziehen. Diese und weitere parlamentarische Spielregeln sorgen dafür, dass sich Rede und Gegenrede abwechseln und die Opposition die Möglichkeit hat, die Regierung zu kritisieren. Dabei geht es oft hoch her, manchmal auch innerhalb einer Fraktion.



Demokratie braucht Streit.
Einige Debatten in der Geschichte
des Deutschen Bundestages zeigten
das besonders eindrücklich

**„Danke, dass ihr
das ertragen habt“**

Wir schreiben das Jahr 2011, Griechenland ist fast pleite, und im Bundestag sollen neue Milliardenhilfen für das Land beschlossen werden. In der CDU eskaliert es. Wolfgang Bosbach will die Griechen aus dem Euro werfen, Kanzlerin Angela Merkel will sie drin halten. Im Plenum geht es hoch her. Einige CDU-Politiker wollen die von Merkel als „alternativlos“ beschworene Rettung nicht mitgehen. Einen von ihnen, Klaus-Peter Willsch, setzt die Fraktion nicht auf die Rednerliste. Woraufhin der sich kurzerhand selbst beim Bundestagspräsidenten anmeldet. In seiner Rede kritisiert Willsch die Regierung Merkel, warnt vor einem Schaden für Europa, sollte Griechenland neue Kredite bekommen, und wendet sich am Ende an seine Parteikollegen: „Ich bedanke mich ausdrücklich, dass es mir möglich war, hier vorzutragen. Mit Blick auf meine

eigene Fraktion sage ich: Danke, dass ihr das ertragen habt.“ Was den Kollegen leichtgefallen sein dürfte: Am Ende stimmt eine Mehrheit des Bundestags neuen Finanzhilfen zu.

Lang, länger, Bundestag

Aufrechte Demokraten lauschen auch bis 0.42 Uhr der Bundestagsdebatte zur Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zum Afghanistan-Einsatz. Dieser Enthusiasmus für demokratischen Streit hat seine Kosten: Bis in die Nacht dauernde Debatten sind enorm kräftezehrend. 2019 hatten Vertreter von SPD und Union bis in den frühen Morgen durchverhandelt, um sich auf ein Klimaschutzpaket zu einigen, wenige Wochen später erlitten gleich zwei Abgeordnete an einem Tag einen Schwächeanfall im Plenarsaal. Es folgte eine Debatte über zu lange Debatten.

Dabei gibt es einen Trick, um die zu verkürzen: In Marathonsitzungen

und reden lassen



werden die Reden zu Protokoll gegeben, also nicht gehalten, sondern nur im Sitzungsprotokoll vermerkt. Die Praxis ist verbreitet, manche Abgeordnete weichen aber davon ab und wollen auch nach Mitternacht noch sprechen. Der Rekord für die längste Plenardebatte wurde 1949 aufgestellt: 20 Stunden und 3 Minuten. Kurz vor halb 7 morgens vertagte das Parlament der jungen BRD seine Debatte über konsularische und wirtschaftliche Beziehungen auf den Folgetag.

Ein berühmtes „Nein“...

...stammt von Gerhard Schröder. 2002 wollen die USA nach dem 11. September ihren „Krieg gegen den Terror“ ausweiten und in den Irak einmarschieren. Die Antwort des damaligen Kanzlers (SPD) ist klar: „Nein zum Krieg.“

Seine Entscheidung, sich nicht am Irakkrieg zu beteiligen, entzweite den Bundestag: hier das Lager um Schröder und seinen Koalitionspartner, die Grünen, dort das um die Oppositionsführerin und spätere Kanzlerin Angela Merkel (CDU). Der USA die Unterstützung zu versagen, hielt sie für ein



außenpolitisches Fiasko. „Solange Schröder in Berlin regiert, wird Washington ihn als Gegner sehen. In Paris und London gilt er als überambitionierter Amateur.“

Schröder wiederum gab sich besonnen. Der Irak müsse friedlich entwaffnet werden, sagte er und verteilte verbale Kinnhaken Richtung Union: „Es gibt auch in unserem Land eine Koalition der Willigen für einen Krieg. (...) Denen (...) setzen wir mit der Mehr-

heit in unserem Volk den Mut zum Frieden entgegen.“

Viele hielten das für richtig. Zwei Tage nach der Bundestagsdebatte kam es weltweit zu Massendemonstrationen gegen den drohenden Irakkrieg, auch in Berlin. Wenn der Bundestag heute Fragen um Krieg und Frieden debattiert, gilt Schröders Nein zum Irakkrieg noch immer als Einschnitt.

Ein Rechtsstaat verteidigt sich

Gefängnisinsassen, die ihren Anwalt nicht sprechen dürfen? Klingt heftig, war aber Deutschland 1977. Die links-extreme Terrorgruppe RAF hat den Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer entführt, und der Bundestag diskutiert das sogenannte Kontaktsperregesetz. Das soll inhaftierte RAF-Mitglieder und Terrorverdächtige isolieren, damit sie nicht über ihre Verwandten oder Anwälte mit Schleyers Entführern kommunizieren können. Ein Krisenstab hat die Kontaktsperre eilig beschlossen. Aber wie weit darf der Rechtsstaat gehen, wenn er bedroht wird?

Weit, fand Klaus Hartmann (CSU): „Nur wenn unser Staat seinen Feinden entschlossen gegenübertritt, kann er die Freiräume der rechtstreuen Bürger auf Dauer bewahren. Selbsterhaltung und Notwehr sind kein Rückfall in den Polizeistaat.“ Andere Abgeordnete wie Manfred Coppel (SPD) hielten dagegen: „Mit ihren Schüssen schafft die RAF die Stimmung, die die Reaktionäre in unserem Land brauchen, um das kaputtzumachen, was in vielen Jahren mühsam an demokratischen Errungenschaften und rechtsstaatlichen Garantien erkämpft wurde.“ Eine Gruppe FDP-Abgeordneter schlug vor, den Kontakt der Inhaftierten zu Verteidigern nicht grundsätzlich zu unterbinden, sondern die bisherigen Anwälte durch Ersatzverteidiger zu ersetzen.

Das Land ist im Ausnahmezustand, Schleyer in Lebensgefahr: Nach heftigen Kontroversen stimmen fast alle Abgeordneten dem Gesetz zu. Es legalisierte nachträglich einen schweren Eingriff in die Freiheitsrechte – und wurde danach nie wieder angewandt. Schleyer konnte das Gesetz nicht schützen. Er wurde im Oktober 1977 von der RAF ermordet.



Zwei Sorten Tod

Selten wurden Abgeordnete im Bundestag so persönlich wie am 13. November 2014: Fast 50 Parlamentarier kamen zu Wort, viele erzählten von ihren Erfahrungen mit Krankheiten, Leiden und dem Sterben, denn das Plenum diskutierte über eine Neuregelung der Sterbehilfe. In Deutschland erlaubt waren damals die passive Sterbehilfe, bei der auf Patientenwunsch auf lebensverlängernde medizinische Maßnahmen verzichtet wird, und auch die sogenannte Beihilfe zum Suizid. Weshalb Organisationen und Vereine assistierte Suizide anboten, manche sogar gegen Bezahlung. Diese Gesetzeslücke wollte das Parlament schließen.

Wegen des ethisch heiklen Themas wurde die Fraktionsdisziplin aufgehoben, was zu ungewöhnlichen Bündnissen führte: Atheisten von der Linkspartei pflichteten gläubigen Christen von der Union bei, der Tod dürfe keine Dienstleistung sein. CDU-Politiker votierten mit Grünen für ein libertäres Recht auf Selbstbestimmung am Lebensende. Andere zweifelten grundsätzlich, ob solche Fragen nicht lieber Betroffene und Ärzte selbst beantworten sollten. Einig war sich der Saal später nur darin, wie respektvoll diese (damals neuartige) „Orientierungsdebatte“ abgelaufen war. Michael Frieser, ein CSU-Abgeordneter, sagte sogar: „Ich bin heute stolz, Mitglied des Bundestags zu sein.“ Ein Jahr später stimmte der Bundestag über die Gesetzentwürfe ab – und beschloss überraschend geschlossen, die geschäftsmäßige Sterbehilfe zu verbieten. Die Debatte hält an: 2020 hat das Bundesverfassungsgericht das Gesetz wieder gekippt.

Unter uns

Laute Gartenpartys, zugeparkte Einfahrten, wuchernde Hecken: Gibt es in Romrod Stress, müssen Schiedspersonen wie Fabian Musch vermitteln



Text: Celine Schäfer
Illustration: Sebastian Haslauer

Für Fabian Musch könnte es jeden Moment so weit sein. Sein Telefon könnte klingeln, an seiner Haustür könnte es schellen, das Amtsgericht könnte sich melden – und das wäre er: Muschs erster Fall. In den vergangenen Monaten hat er viel recherchiert und in einem Kurs gelernt, was seine Rechte und Pflichten sind und wie er sich im Ernstfall schützen kann. Als Schiedsmann.

Musch wohnt in Romrod, einer Kleinstadt in Mittelhessen. Er ist 33, eigentlich Biologielaborant, und seit ein paar Jahren der Ortsvorsteher hier. Es war im Winter 2023, als Musch im Gemeindeblatt las: Schiedsperson gesucht. „Ich dachte, das könnte eine Chance sein, um mich persönlich weiterzuentwickeln“, sagt er. Musch bewarb sich, Konkurrenz gab es keine. Im

Februar wurde Musch ins Amtsgericht bestellt, er hob die Hand und sagte seinen Satz: „Ich schwöre, die Pflichten einer Schiedsperson getreulich zu erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“ Seitdem ist Musch offiziell im Amt.

Das Schiedsamt ist alt, sehr alt. Im Jahr 1827 führte das Königreich Preußen das Institut des Schiedsmannes ein. Schon zu dieser Zeit waren Schiedsmänner – damals ausschließlich Männer – für kleine private Streitigkeiten zuständig. Das ist bis heute so geblieben. Rund 8.000 Schiedsmänner und -frauen gibt es aktuell in Deutschland. Sie schlichten kleinere strafrechtliche und zivilrechtliche Konflikte.

Dafür setzen sie sich mit den zerstrittenen Parteien zusammen. In der Regel einmal und auf neutralem Boden,





Poster Nr. 91, Thema: Streifen

manchmal in eigens angemieteten Räumen. Jeder trägt sein Problem vor und hört dem anderen zu, die Schiedsperson moderiert und protokolliert. Am Ende entscheidet sie nicht, wer recht hat, sondern handelt einen sogenannten Vergleich aus – das kann ein Schmerzensgeld sein oder ein Kompromiss, der das Zusammenleben vereinfacht.

In den allermeisten Fällen haben die Schiedspersonen mit Nachbarschaftsstreitigkeiten zu tun, berichtet

Schiedspersonen sollen auch die Gerichte entlasten: Rund 300.000 Nachbarschaftsklagen landen dort jedes Jahr

der Bund Deutscher Schiedsmänner und Schiedsfrauen e. V. (BDS). Die gibt es in Deutschland zuhauf. Manipulierte Grundstücksgrenzen, Hecken, die zu breit sind, stinkende Mülltonnen vor Schlafzimmerfenstern, laute Partys im Garten: Laut Umfragen hat jeder Zweite schon einmal mit seinem Nachbarn gestritten, rund 300.000 Klagen von Nachbarn gegen Nachbarn landen jährlich vor Gericht.

Sie sind einer der Gründe, warum die deutschen Gerichte massiv überlastet sind. Die Zahl der offenen Verfahren ist laut Deutschem Richterbund auf einem Rekordhoch. 2023 blieben 906.536 Fälle unerledigt. In 12 der 16 Bundesländer sind Gemeinden und Städte deshalb verpflichtet, alle fünf Jahre eine Schiedsperson wählen zu lassen. Bevor man überhaupt vor Gericht ziehen kann, müssen sogenannte Privatklagedelikte vor dem Schiedsamt oder einer Schiedsstelle verhandelt werden. Dazu zählen unter anderem Hausfriedensbruch, Beleidigung, Sachbeschädigung oder leichte Körperverletzung. Erst

wenn die Schlichtung zu keinem Kompromiss führt, kann man mit einer Erfolglosigkeitsbescheinigung eine Klage beim Amtsgericht einreichen.

Die Anforderungen, die die Bundesländer an ihre Schiedspersonen stellen, sind überschaubar. Die Bewerber müssen je nach Bundesland mindestens 25 oder 30 Jahre alt sein, in einigen höchstens 70. Sie dürfen keine Vorstrafen haben, müssen im Schiedsgerichtsbezirk wohnen und dürfen nicht unter Betreuung stehen. Außerdem dürfen sich Menschen mit bestimmten Justizberufen, etwa Notare oder Richter, nicht als Schiedspersonen engagieren. Und sie müssen sich fortbilden, zum Beispiel in Strafrecht oder Mediation. Fabian Musch, der frischgebackene Schiedsmann aus Romrod, war dafür bei Bodo Winter.

Winter, 72, ist ein Urgestein des deutschen Schiedswesens: Seit 27 Jahren schlichtet er im hessischen Büdingen. Er hat eine Zeit als Jurist am örtlichen Amtsgericht gearbeitet, schon sein Vater war Schiedsmann. Der Bürgermeister höchstpersönlich sprach Bodo Winter damals an, ob er das Amt nicht übernehmen wolle. Seitdem dürfte er etwa 2.000 Fälle bearbeitet haben, im Schnitt 74 im Jahr.

„In den meisten Fällen ging es eigentlich um Kleinigkeiten“, sagt er. Aber wenn die Streitenden über Jahre nicht offen miteinander sprechen, eskaliere der Streit irgendwann. Einmal, erinnert sich Winter, habe ein Nachbar dem anderen den Autospiegel abgetreten. Das Ganze wurde von der Überwachungskamera des Autobesitzers aufgezeichnet – die die öffentliche Straße allerdings gar nicht hätte filmen dürfen. „Im Gespräch kam dann heraus: Der Nachbar hat den Spiegel nur zerstört, weil er wütend wegen der Kamera war“, erzählt Winter.

Für ihn ist die größte Belohnung für sein Ehrenamt, wenn sich zwei Parteien, die sich seit Jahren anbrüllen oder, noch schlimmer, anschwärzen, nach dem Schlichtungsgespräch in den Armen liegen. „Kommt natürlich nicht oft vor“, räumt Winter ein. Aber ein Miteinander sei bei den meisten seiner Klienten nach der Schlichtung wieder möglich. Winter sorgt sich um die Gesellschaft, hier in Büdingen wie im ganzen Land. „Viele Menschen“, sagt

er, „haben einfach verlernt, miteinander zu sprechen.“

Deshalb versucht Winter zunächst immer, die Zerstrittenen ins Reden zu bringen. Er stellt Frage um Frage um Frage um Frage. Bis der Knoten platzt und klarer wird, worum es bei dem Streit eigentlich geht. In 30 Prozent der Fälle klappt das nicht, schätzt Winter. „Bei manchen ist gar keine Grundlage mehr da für ein Gespräch.“ Oft gehe es in diesen Konflikten um Körperverletzung.

Schiedspersonen wandeln auf einem Grat. Sie müssen zurückhaltend sein, aber aktiv moderieren. Aufgeschlossen und interessiert am Menschen, aber Distanz wahren. Neutralität ist im Schiedswesen oberstes Gebot. Wenn sie einen Konflikt schlichten soll, darf die Schiedsperson mit keiner der Streitparteien verwandt oder verschwägert, verlobt, verheiratet oder von ihr geschie-



den sein. Sonst muss ein Stellvertreter ran, so regelt es das Schiedsamtgesetz.

Schwieriger wird es, wenn die Schlichtenden mit einem der Streithälse befreundet oder bekannt sind. Dann muss die Schiedsperson abwägen: Kann ich mich noch neutral verhalten? Oder muss ich den Fall besser abgeben?

Das ist die Situation, vor der Fabian Musch am meisten Respekt hat. „Ich hoffe, dass ich nie zu eng mit einer Partei befreundet bin“, sagt er. Ganz unwahrscheinlich ist das nicht: In Romrod leben nicht mal 3.000 Menschen. ➔

Anja ist Maries Mutter. Im Streit fühlen sie sich trotzdem auf Augenhöhe. Das heißt auch: aushalten, was die andere sagt

fluter: In Familien hängt der Haussegel gern mal schief. Wann kracht's zwischen euch?

Anja (50): Wir sind beide sehr emotionale Menschen, die ihre Rückzugsräume brauchen. Marie ist in der Ganztagschule, ich arbeite den ganzen Tag: Wenn wir nach Hause kommen, geht jede erst mal in ihren Bereich. Machen wir das nicht, kann es knallen.

Marie (16): Genau, wenn wir gestresst sind, schreien wir auch mal rum. Aber wir beruhigen uns auch schnell wieder. Wir können ehrlich miteinander sein. Das lockert das ganze Erziehungszeug auf.

Anja: Maries Meinung zählt genauso wie meine, auch wenn ich die Aufsichtspflicht habe. Wir haben keine Dauerkonflikte, aber unsere Triggerthemen im Alltag.

Zum Beispiel?

Anja: Ich muss Marie erinnern, im Haushalt zu helfen. Wir sind beide oft nicht zu Hause, trotzdem bleibt viel an mir hängen. Und beim Weggehen hatte sie die Angewohnheit, mir erst Bescheid zu sagen, wenn sie schon in der Tür stand. Ich möchte vorher gefragt werden. Aber nicht, weil ich die Macht will, sondern weil ich für sie verantwortlich bin.

Marie: Ich weiß ja, wo ich hingehge, und vergesse halt manchmal, dass sie das nicht weiß. Ich fand das also nicht so wichtig. Aber ich bemühe mich. Es gab auch eine Situation, da habe ich heimlich bei einer Person übernachtet, die meine Mutter noch nicht kannte. Ich hatte Megaschiss vor Mamas Reaktion und habe das zunächst nicht erzählt. Im Endeffekt haben wir dann drüber geredet.

Anja: Ich habe ihr erklärt, dass es besser ist, wenn ich die Wahrheit weiß, weil ich ihr als Mutter dann beistehen kann.

Marie: Danach war ich sehr erleichtert.

Was habt ihr durch das Streiten über euch selber und die andere gelernt?

Marie: Ich gehe manchmal aus Prinzip in den Widerstand: Ich fühle mich angegriffen, bin unsicher und will mich schützen. Das hat oft gar nichts mit dem Thema des Streits zu tun. Mittlerweile merke ich das aber schneller.

Anja: Wenn sie blockt, lass ich sie. Man lernt beim Streiten seine Verletzlichkeit kennen und die des anderen. Streiten ist wichtig, um zu wissen: Was sind meine Werte, Bedürfnisse und Grenzen? Man zeigt dem anderen, wer man ist.

Apropos wer man ist: Was sind Vorteile an eurer Rolle als Tochter beziehungsweise Mutter, und wo liegen die Herausforderungen?



Marie: Schwer zu sagen, weil ich uns auf Augenhöhe sehe. Ich kenne aber andere Familien, in denen mehr auf das Kind herabgeschaut wird, weil es ja noch ein Kind ist. Was ich mir erlauben kann, sie aber nicht: Wenn wir streiten, ist mir manchmal egal, was aus meinem Mund kommt.

Anja: Mein Vorteil als Mutter ist, dass ich aus mehr Erfahrungen schöpfen kann. Gleichzeitig habe ich eine große Verantwortung, die kann schon mal stressen: Ich will meine Sache gut machen, auch im Streit. Manchmal ist da aber eine Hilflosigkeit, bei der du denkst: Scheiße, was mach ich jetzt?

Was braucht es für einen konstruktiven Streit?

Anja: Erst mal zulassen, was ist, manchmal braucht man Zeit für sich. Sich entschuldigen, wenn es angebracht ist. Das verlangt manchmal Überwindung. Wenn danach noch was schiefhängt: aufeinander zugehen. Und dann bitte auch die Eier in der Hose haben und aushalten, was der andere einem sagt. Wenn man einander gar nicht versteht: Erklär's mir bitte anders, vielleicht anhand von einem Film?

Marie: Augenhöhe. Ehrlichkeit. Den Stolz überwinden und nicht das Ego reden lassen. Und wirklich versuchen, eine Lösung zu finden. Das sollte immer das Ziel sein.

Anja: Humor ist auch wichtig. Wie oft sagen wir: Weißt du noch, wie du da so und so reagiert hast? Und lachen dann zusammen.

Was wünscht ihr euch von der anderen für kommende Streits?

Marie: Manchmal fragst du nach meiner Meinung und schießt direkt dagegen, wenn ich nicht antworte, was du hören willst. (*Anja lacht ertappt*) Obwohl du mir vertrauen kannst, dass ich es gut meine.

Anja: Ich würde mir wünschen, dass du weißt, dass ich dich never ever für schuldig halte. Wenn ich etwas kritisiere, geht es mir nie um Schuld. Mir geht es um Verantwortung. Jeder darf Fehler machen. Wenn man das versteht, ist alles halb so schlimm.

Interview: Victoria Porcu

Lunch- time statt

Die Arbeitsstunden steigen plötzlich, auf bis zu 20 am Tag. Du schläfst im Büro, um dir den Arbeitsweg zu sparen, verzichtest auf Toilettengänge, Mittagspausen und Wochenenden. „Crunch“ nennen Game-Designer diese letzte Phase vor dem Release eines Videospieles. Fehler werden behoben, Charaktere kriegen den letzten Schliff. Crunches können Tage oder Wochen dauern. Sie fordern ihren Tribut, aber bringen die Branche auch gewaltig ins Rollen.

Weltweit zocken mehr als drei Milliarden Menschen, 2023 setzte die Branche knapp 172 Milliarden Euro um. Zum Vergleich: Die Kinos kamen in derselben Zeit weltweit auf knapp 32 Milliarden (wobei mit „Super Mario Bros.“ der zweiterfolgreichste Film des Jahres eine Videospieldaption war). Die Games-Industrie ist gigantisch, entsprechend groß ist der Wettkampf zwischen den Studios.

Die Crunches seien seit jeher eines der größten Probleme in der Branche, sagt Johanna Weststar von der Western University in Ontario. Sie lehrt zu Arbeitsbeziehungen und Personalmanagement und forscht seit Jahren zur Gaming-Industrie. „Die Studios stecken in einem eisernen Dreieck aus engen Deadlines, versprochenen Game-Features und begrenztem Budget“, sagt Weststar. In diesem Dreieck mache der fehlende Arbeitsschutz die Entwickler zu dem Teil, dem die Chefs am ehesten noch etwas abpressen können, um sich von der Konkurrenz abzuheben. „Crunch“, sagt Weststar, „heißt nichts anderes als unbegrenzte unbezahlte Überstunden.“ In den USA ist das normal. Vielen IT-Angestellten, auch Game-Designern, müssen Überstunden nicht bezahlt werden.

Crunch- time



Text: Titus Blome

Games entwickeln und dafür bezahlt werden, geil! Aber tatsächlich heißt es in der Branche oft: Überstunden, Kündigungen, Sexismus. In den USA streiten Game-Designer für bessere Arbeitsbedingungen

Die Idee, sich gewerkschaftlich zu organisieren oder gar in den Arbeitskampf zu treten, ist in den USA weniger ausgeprägt als etwa in Deutschland. Weil das persönliche Streben nach Glück Verfassungsrang hat, hingen die USA schon immer stark am Ideal des Individualismus. In der Industrialisierung gab es durchaus starke Arbeiterbewegungen, die ihre Macht mit dem Kalten Krieg zunehmend einbüßten. Nicht zuletzt, weil Gewerkschaftler schnell als kommunistisch gebrandmarkt wurden. Heute haben etliche Firmen das „Union Busting“, also die systematische Blockade von Arbeitnehmervertretungen, zu ihrem Geschäftsmodell gemacht, und in vielen US-Bundesstaaten gelten sogenannte Right-to-work-Gesetze, die die finanziellen und politischen Möglichkeiten der Gewerkschaften einschränken. 2022 gehörten nur sechs Prozent der Beschäftigten einer Gewerkschaft an.



In der Games-Industrie wurde die Idee, Ungerechtigkeiten mit Arbeitskämpfen zu begegnen, regelrecht geschmäht. Die „Crunch Culture“ galt schlicht als Teil des Jobs, die Arbeit in den Studios als Sache von Enthusiasten, die ihrer Berufung nachgehen, nicht einem pünktlichen Feierabend. In einer Umfrage der International Game Developers Association sagten 28 Prozent der Entwickler, dass Crunchtimes für sie Joballtag seien (und weitere 25 Prozent gaben an, dass sie Überstunden machen müssen, die aber nicht „Crunch“ genannt werden).

Dabei ist die Arbeit in den Studios nicht nur hart, sondern auch unsicher. Auf Crunches folgen häufig ruhigere Phasen, die Spiele sind ein Erfolg oder floppen, und die Studios reagieren auf dieses ständige Auf und Ab. Als 2023 viele Releases erschienen, die wegen der Pandemie verschoben worden waren, endeten mit den Projekten auch Tausende Jobs. Mindestens 10.500 Stellen wurden 2023 in der Gaming-Industrie gestrichen.

Und noch ein Problem hat die Gaming-Industrie: 2018 berichteten erstmals Mitarbeiterinnen öffentlich von Mobbing, beruflicher Benachteiligung und sexualisierter Belästigung in den Studios. Daraufhin traten hochrangige Manager zurück, und in großen Studios wie Activision Blizzard („World of Warcraft“) und Riot Games („League of Legends“) protestierten und streikten Mitarbeitende. „Das war ein Funke“, sagt Johanna Weststar. „Die Proteste haben gezeigt, dass die Energie für einen Kulturwandel studioübergreifend da ist.“

Game Workers Unite (GWU) versucht, diese Energie zu nutzen. Das Logo der Gruppe zeigt eine Faust, die sich um einen Controller ballt. Eine Kampfansage? „Viele denken, wir rufen primär coole Slogans, bewerfen die Arbeiter mit Ausgaben von Marx' ‚Kapital‘ oder hissen Banner, während sie das Studio stürmen“, sagte GWU-Mitgründerin Emma Kinema mal lachend auf einem Vortrag. Dabei sei Arbeitskampf weniger der Sturm auf die Bastille als ein Zuhören und ein Austausch über die Möglichkeiten, wie man Probleme am Arbeitsplatz gemeinsam lösen kann.

GWU setzte sich für stabile und faire Löhne ein und dafür, dass Crunches verboten werden. Coole Slogans gab es trotz Kinemas Anmerkung: GWU-Sticker mit „Press X to form union“ oder „Fight bosses not devs“ (Anm. d. Red.: „developers“) zierten Games-Messen und Studiozentralen. Und vor allem auf Discord war GWU aktiv, um die Chatplattform für Gamer zum Ort des Arbeitskampfes der Entwickler zu machen. Heute tauscht man dort Tipps zur Gewerkschaftsbildung und Streiks aus, die in einigen Studios verfangen haben. Bei Sega of America, dem kalifornischen Ableger der Entwickler von „Sonic“, verhandelte die Gewerkschaft Lohnerhöhungen und Kündigungsschutz, und Activision Blizzard übernahm Mitarbeitende mit Zeitverträgen in Vollzeitstellen, um eine Gewerkschaft zu verhindern.

Und nicht nur in den USA rührt sich was. In Großbritannien ist der GWU-Ableger mittlerweile gesetzlich als Gewerkschaft anerkannt. In Schweden sind Entwickler einer Gewerkschaft beigetreten, in Frankreich finanziert eine Videospiegelgewerkschaft Entwicklern den Streik. Und in Deutschland? Rührt sich noch wenig.

Hierzulande ist die Games-Industrie eher klein. Spricht man mit Menschen in der Branche, zeichnen alle dasselbe Bild: Die großen Releases werden woanders entwickelt, für Crunches gibt es Ausgleichstage, und Entwickler sind auf dem Arbeitsmarkt zu begehrte, um sich von einem Studio schlecht behandeln zu lassen. Entsprechend wenig Einfluss konnte der deutsche Ableger von Game Workers Unite bislang erlangen. Und auch die Anstrengungen von ver.di, Spieleentwickler für sich zu gewinnen, sind bislang vergebens. Doch auch in Deutschland gab es zuletzt Kündigungen, einige Studios mussten schließen, und gleichzeitig werden künstliche Intelligenzen immer besser im Entwickeln von Spielen. Und vor einigen Monaten gründete sich der Verein GAME:IN, um auf den Sexismus in der deutschen Branche aufmerksam zu machen. Vielleicht wiederholt sich hier Geschichte: Mit einer ähnlichen Initiative hatten die Arbeitskämpfe in den USA begonnen. ➔



Macht euch keinen Kopf

Tour de beef, Etappe 2: Uganda

Das Haar üppig und weißblond, genau wie sie es vor Gericht trugen, als Uganda noch Kolonie war. Die Briten hatten die Perücken einst für Anwälte und Richter an den afrikanischen Kolonialgerichten eingeführt (und dann selbst alles andere als gerecht geurteilt). Die Kolonialisten sind verschwunden, die Perücken geblieben: In vielen Staaten des ehemaligen Empires werden sie bis heute an den Obersten Gerichten getragen. In Uganda setzen viele Richter und Anwälte das koloniale Überbleibsel sogar freiwillig auf. Die Perücke gilt als Statussymbol, das,

nicht selten aus echtem Rosshaar in England gefertigt und mehrere Hundert Pfund teuer, dem Amt Prestige und Würde verleihen soll. Andere wollen die Berufsfrisur mehr als 60 Jahre nach dem Ende der britischen Kolonialherrschaft endlich verbannen: Im Gewand der früheren Unterdrücker sei kein souveränes Uganda und keine glaubwürdige Rechtsprechung zu vertreten. Zumal die Perücken so schwitzig und unbequem sind, dass selbst die Europäer vielfach aufgehört haben, sie zu tragen.

Ella Shomade

Frieden, auch wenn



Schwierig heißt
nicht unmöglich:
Roi Silberberg ist
Jude, Samah Salaime
Palästinenserin.
Beide wohnen in
Neue Schalom/Wahat
al-Salām

Text: Christian Vooren

es anstrengend ist

In diesem Dorf leben arabische und jüdische Israelis zusammen. Seit dem Angriff der Hamas ist das nicht leicht, aber umso wichtiger. Man kann hier viel lernen



Falter Nr. 91, Thema: Streiten



Friedensdörfer bauen sich nicht von allein, schon gar nicht im Nahen Osten. Was klingt wie eine Binsenweisheit, ist am Ende nicht so trivial. Der Staat Israel ist auch als Reaktion auf das wohl größte Verbrechen der Menschheitsgeschichte entstanden, den Holocaust. Kriege in der Region sind nicht selten, und selbst innerhalb der israelischen Gesellschaft schien Konsens seltener als Dissens. Doch Terror und Krieg sind etwas anderes als Streit. Streit kann produktiv sein, sogar befreiend. Aber er ist auch Arbeit, und er will gelernt sein.

Wohl kaum irgendwo wissen sie das besser als in Neue Schalom/Wahat al-Salām. Schon der sperrige Name lässt erahnen, dass hier nicht alles einfach ist. Neue Schalom ist Hebräisch, Wahat al-Salām Arabisch. Beides bedeutet: Oase des Friedens. Das Dorf liegt auf einem Hügel etwa auf halber Strecke zwischen Jerusalem und Tel Aviv, nicht viel drum herum, keine religiösen oder kulturellen Stätten, um die es sich streiten ließe. Es gibt ja genug andere Themen.

Gut 360 Einwohner hat das Dorf, das sind ungefähr 100 Familien, zu gleichen Teilen jüdisch und arabisch. Das ist kein Zufall, sondern die Essenz des Projekts, das es seit den Siebziger gibt und das seitdem wächst. Es gibt keine religiösen, ethnischen oder kulturellen Mehr- und Minderheiten, alle zählen gleich. Hier wollen sie zeigen, dass ein Miteinander möglich ist, nicht nur ein Nebeneinander.

Seit die Hamas am 7. Oktober 2023 mindestens 1.200 Israelis, Jüdinnen und Juden, Frauen, Kinder und Alte ermordete, folterte und schändete und seit die israelische Armee als Antwort den Gazastreifen in den Erdboden bombt, kommen sogar die so dialogerfahrenen Dorfbewohner an ihre Grenzen.

Einerseits sind da die jüdischen Einwohner. Sie fürchten den Terror und die Hamas. Viele kennen jemanden, der enge Freunde oder Verwandte bei den Anschlägen verloren hat. Israel ist ein kleines Land. Andererseits sind da die arabischen Einwohner. Sie sorgen sich um Angehörige im Gazastreifen und fürchten, in Israel zum Ziel von Anfeindungen zu werden. All diese Gedanken sind nachvollziehbar, aber die Sorgen der einen sind eben nicht die der anderen. Und so wird es schwieriger, einander zuzuhören. Was sie hier besser verstanden haben als andere: Schwierig heißt nicht unmöglich.

Also fanden seit dem 7. Oktober mehrere Versammlungen in der Gemeinde statt. Zunächst „uninational“, wie sie es nennen. Dann treffen sich die beiden Gruppen getrennt voneinander. Nicht, um einander auszuschließen, sondern damit die mit den gleichen Nöten sich erst mal verständigen können. Das ist die Grundlage für gemeinsame Treffen. „You can't unite in suffer“, beschreibt Samah Salaime das.

Salaime ist Palästinenserin und kam 2000 ins Dorf. Sie zog aus Ostjerusalem her, als gerade die zweite Intifada losging, eine über Jahre anhaltende Welle an Terroranschlägen radikaler Palästinenser in Israel und den besetzten Gebieten. Salaime habe ihrem Kind eine bessere Erziehung bieten wollen, kein Schulsystem, das Araber und Juden von Kindheit an trennt. „Wir werden Probleme nur gemeinsam lösen können“,

sagt sie. Im Dorf gibt es keine Synagoge und keine Moschee, die jüdischen und die arabischen Kinder gehen – anders als üblich in Israel – gemeinsam zur Schule.

Roi Silberberg, breites Kreuz, weiches Gesicht und leuchtend pinkfarbene Sneaker, ist vor zweieinhalb Jahren mit seiner Familie hergezogen. Er ist Jude und leitet die School for Peace im Ort. Dort lernen Erwachsene in Seminaren, sich miteinander auszutauschen und heute auch: miteinander zu trauern. Silberberg selbst besuchte ein solches Seminar 2006 und fand vor allem die Methodik beeindruckend. „Als Erstes musste ich verstehen, dass ich Verantwortung habe. Für meine Gruppe und für mich selbst. Und dass ich von manchen Dingen profitiere, selbst wenn ich nicht einverstanden mit ihnen bin“, erinnert er sich. Als er sich damals auf das Seminar bewarb, bekam er die Zusage unter der Bedingung, dass er einen arabischen Teilnehmer mitbringen müsse. Er ging an seiner Uni auf die Suche. Die strenge Parität führte zu einem Austausch, bevor der Kurs überhaupt angefangen hatte.

Silberberg, Salaime und all die anderen im Dorf beschreiben die vergangenen Monate als schwierig. Silberberg sagt, denjenigen, die sonst nicht so viel diskutieren, fiel es heute noch schwerer, weil das Misstrauen gewachsen sei. Aber er habe auch erlebt, wie stark der Wille bei allen sei, sich in diese Partnerschaft einzubringen. Einer der Bewohner initiierte nach den Anschlägen der Hamas einen eigenen Podcast, um das Dorf enger zusammenzubringen. Und Samah Salaime sagt: „Wenigstens hat seit Beginn des Krieges niemand das Dorf verlassen.“

Der Druck kommt jedoch nicht nur von innen. Journalisten interessieren sich seit Kriegsbeginn wieder vermehrt für das Projekt, das macht es für die Bewohner nicht einfacher. Es gibt ein gewisses Misstrauen gegenüber Reportern. Zu oft sei man nicht richtig verstanden worden, sagt ein Mann im Café. Und: Die verbindende Botschaft, die von Neue Schalom/Wahat al-Salām ausgeht, wird nicht von allen da draußen als etwas Positives gesehen. Es gab schon Brandanschläge, auch auf die School for Peace. Manche Menschen wollen einfach keinen Frieden.

Die Sicherheit bleibt eines der bestimmenden Themen im Dorf. Die Zufahrt ist mittlerweile durch ein Stahltor verschlossen, manche Bewohner meldeten sich freiwillig, um Wache zu schieben. Fremde kommen nicht unbemerkt hinein. Auch darüber gab es Debatten im Ort, manche waren dagegen, um sich nicht wie israelische Siedler abzuschirmen, andere waren dafür, aus Sicherheitsgründen. Ihre Argumente gewannen diesmal.

Das Tor ist vor allem für Autos gedacht, nicht das gesamte Dorf ist eingezäunt. Es gibt einen kleinen Parkplatz nicht weit vom Eingang. Hier liegen einem die Mandelbäume in den Hänken zu Füßen. Bei klarer Sicht kann man die Skyline von Tel Aviv fast erkennen. Wenn es dämmt, sehen sie hier manchmal, wie sich die Raketen der Hamas und des israelischen Iron Dome in der Luft treffen und explodieren. Ein sinnloses, tödliches Feuerwerk. Und eine Erinnerung daran, warum Projekte wie dieses wichtig sind, selbst wenn es nicht immer leicht ist.

Mehr zum Krieg im Nahen Osten liest du auf fluter.de/nahost





AA AARRG H!

SCHIEß HIRN!

← Womöglich begann die menschliche Sprache mit einem Fluch: Von einem Stein am Kopf getroffen, stieß der Frühmensch erste Empfindungslaute des Schmerzes und der Wut aus.

Buhlnabe

↑ Auf diese Beschimpfung standen nach einem der ältesten Gesetzbücher, der „Lex Salica“ aus dem 6. Jahrhundert, 600 Pfennige Strafe. Heute würde man „Stricher“ sagen – und könnte dafür laut Strafgesetzbuch ebenfalls eine Geldstrafe oder bis zu ein Jahr Haft kassieren.



← In den sogenannten „Fluchpsalmen“ des Alten Testaments wird mit heiligem Ernst geschimpft. Seit Erfindung der Schrift wurden auch Flüche dokumentiert, auf Tontafeln, Papyrus und Papier.

↗ Viele Schimpfwörter beziehen sich auf den vermeintlichen Intellekt (Blödmann, Klugscheißer). Übrigens: Das Gehirn speichert Flüche in einem anderen Areal als andere Wörter, weil sie eng mit Gefühlen verknüpft sind. Nimmt das Sprachzentrum bei einem Schlaganfall Schaden, können manche Patienten trotzdem noch fluchen.



MEMME

← Als großer Schimpfkönner gilt Martin Luther, der auch die „Fluchpsalmen“ in der Bibel übersetzte. Seinem Furor gegen die katholische Kirche verdanken wir Klassiker wie „Grobian“, „Hanswurst“ oder die „Memme“, die auf das spätmittelhochdeutsche Wort für Mutter(-brust) zurückgeht.



DU SCHWEIN

← Einen Fluchfundus bietet seit jeher die Tierwelt. Siehe auch: Esel, Hund, Zicke, Hornochse oder Brillenschlange. In diesen Schimpfwörtern zeigt sich das gespaltene Verhältnis des zivilisierten Menschen zu seiner natürlichen Umwelt, die vermeintliche Erhabenheit der Kultur über die Natur. Lebensgefährlich wurden Tiermetaphern unter den Nazis, die die millionenfache Ermordung jüdischer Menschen mit Ungezieferanalogien ideologisch rechtfertigten.

↓ Verwünschungen dieser Art sind magisches Denken: Mit dem Aussprechen der Worte soll die oder der Geschmähte real zu Schaden kommen. Solche Flüche sind aber kaum noch in Gebrauch und werden nicht mehr wörtlich genommen.



↑ Bevor Deutschland eine Nation wurde, bestand es lange aus föderalen Staatenbünden. Preußen, Sachsen, Bayern und Co. sahen sich als eigenständig und pflegten ihre Vorurteile gegen die anderen, aber auch regionale Schimpfwörter wie den bayerischen „Strizzi“ (Zuhälter), den „Saupreiß“ (alle nichtbayerischen Deutschen) oder den Berliner „Fatzke“ (Angeber).

Fahr zur Hölle!

HURENSOHN

↑ Mama ist die Beste. Wird sie beleidigt, schmerzt es besonders. Vermutlich wird die Beleidigung deshalb weltweit benutzt. Wobei Verwandtschaftsmähungen in der Türkei und im Nahen Osten oft als noch schmerzhafter empfunden werden, weil die Ehrkultur ausgeprägter und das Familienansehen wichtiger ist.

Von wegen
schmutzig und geistlos:
Wie eine Gesellschaft
schimpft und flucht,
verrät viel über sie



← Das Schimpfen hat viele Funktionen, nicht alle sind negativ. Oft verfluchen wir andere in deren Abwesenheit – was niemanden verletzt, aber emotional entlastet und dadurch Konflikte entschärft (die sogenannte Ventilfunktion).

SPANNEND



FOTZE

REISST EUCH DEN ARSCH AUF!!

↑ Begriffe für das weibliche Geschlecht werden gern als Beleidigung verwendet – und Frauen werden meist sexualisiert beschimpft. Das zeigt: Der Ruf einer Frau hängt immer noch stark von ihrem sexuellen Verhalten ab. Die „Malediktologie“ (Schimpfwortforschung) unterscheidet neben diesen Sexkulturen auch in Shit-Kulturen, Kulturen mit Verwandtenschmähungen und Sacrum-Kulturen. Was Sacrum-Kulturen sind? Dort besteht der Tabubruch in religiösen Anspielungen, ihr Opfer!

Text: Oliver Geyer
Illustration: Sebastian Hasplauer

↑ Lange überschätzt: die motivierende Wirkung des Schimpfens. Früher galten cholerische Fußballtrainer am Spielfeldrand als normal, heute eher als übergriffige Auslaufmodelle. Studien zeigen, dass abwertende Äußerungen von Trainern die sportliche Leistung verschlechtern können.

Kanake behindert
SCHWUL! ♥

↑ Leider lange Normalität: Gruppen am Rand der Gesellschaft kamen im Bewusstsein der Mehrheit vorwiegend als Schimpfworte vor. Manche Beleidigung wurde mit der Zeit zur stolzen Selbstbezeichnung und zum Symbol der Anerkennung. Beispielhafte Karrieren haben hier „Kanake“ oder die „Bitch“ hingelegt.

→ In Krisen haben Beschimpfungen Konjunktur. Manche Begriffe erfahren dabei eine Umdeutung: Querdenker etwa stand mal für Freigeister, also Menschen, die unkonventionell denken. Seit der Pandemie nennen sich auch Coronaleugner so.



↓ Gern beschimpfen Menschen auch Gegenstände, etwa wenn sie sich dran gestoßen haben. Medizinisch erwiesen ist, dass lautes Fluchen das Schmerzempfinden lindert, weil dabei Adrenalin und Cortisol ausgeschüttet werden.



ARSCHLOCH

Fick fluchen



↑ Im deutschen Sprachraum dominieren Fäkalbegriffe. Wer Mist baut, hat verkackt, dann geht es ihm beschissen. Verstanden wird das als Aufstand gegen geltende Werte wie Sauberkeit und Ordnung. Beeinflusst durch Songs oder Serien im englischen Original fluchen heute aber viele Deutsche sexualisierter: Fick dich!

↔ Durch Schimpfworte grenzen sich Jugendliche ab und gewinnen Anerkennung in der Gruppe. So kommt es zu immer neuen Kreationen, heute oft beeinflusst durch Gaming (Noob, NPC) oder Hip-Hop (Toy, whack).

Lauch



Mein bestester Feind

Text: Martin Hogger

Morgens
unterrichtet Marcus,
abends provoziert er
Menschen im
Internet. Warum?

Das Internet sollte die Befreiung sein. Jede und jeder sollte die Chance haben, gesehen und gehört zu werden. Alle sollten Informationen finden, hervorbringen, verifizieren und verkaufen können. Am Ende würde die Wahrheit siegen. So zumindest hatten es sich die Pioniere des Internets erträumt.

Im Mai 2024 sitzt Marcus, 40, in seiner Man Cave (Hobbyraum im Einfamilienhaus, Blick auf den Garten, irgendwo in Deutschland). Das Internet? „War eine feine Idee“, sagt er und reibt sich das bärtige Gesicht, als müsste er wach werden. „Ist aber eine Shitshow geworden.“

fluter: „Wie meinst du das?“

Marcus: „Die Welt ist im Informationskrieg. In dem kann inzwischen jeder Fakten erfinden, wie er will.“

Und wenn er, Marcus, sich auf Facebook einlogge, sei er mittendrin. Im Krieg. „Und das Trollen ist meine Waffe.“

Was ist Trollen?

Trollen ist wahrscheinlich so alt wie das Internet selbst.

Geprägt wurde der Begriff in Foren, die längst von Rechtsextremen und Verschwörungserzählern regiert werden. Tatsächlich entstammt er aber der Fischerei: Trolling bedeutet so viel wie „mit einem Schleppnetz fischen“. Trolle nutzen Provokationen als Köder, um andere online in Gespräche zu verwickeln und so lange zu reizen, bis sie emotional reagieren. Wird einer wütend, traurig, unsachlich, schäumt und rastet aus, obwohl er das gar nicht wollte, hat ein Troll sein Ziel erreicht.

Auf Social Media trifft man auf jedem Kanal, jeden Tag und zu gefühlt jedem Thema Trolle. Einen Troll zu finden ist kein Problem. Kompliziert wird es an einem anderen Punkt: Woher weiß man, dass man nicht selbst getrollt wird?

Marcus muss bei dieser Frage lachen. „Fairer Punkt“, sagt er. Er wird seine Netzaktivitäten mit Screenshots, Chatnachrichten und Fotos belegen. Vor dem Gespräch schickt er einen Artikel der Fact-Checking-Website Snopes. Der zeigt ein älteres Bild des US-Präsidenschaftskandidaten Donald Trump, der zusammen mit einem mittlerweile verstorbenen weltweit bekannten Sexualstraftäter und einem leicht bekleideten Mädchen posiert. Trump hat die Hand auf ihrem Oberschenkel. Snopes schreibt, das Foto sei sehr wahrscheinlich mit künstlicher Intelligenz generiert worden. „Mein Werk“, sagt Marcus.

Es bleiben viele Fragen. Die größte und erste: Warum macht er das?

Wer ist Marcus?

Marcus zeigt auf ein Bild an der Wand gegenüber. Ein Stammbaum. Er müsse jetzt leider ausholen. Das sei aber wichtig, um ihn zu verstehen.

Er sei aschkenasischer Jude, erzählt Marcus. Seine Familie stammt aus Osteuropa, der Großteil sei im Holocaust ermordet worden. „Wir sind nicht mal in die Lager gekommen. Wir haben so tief im Baltikum gelebt, dass man uns einfach in den Kopf geschossen hat“, sagt er. Seine Großeltern aber hätten überlebt und seien nach Brooklyn gekommen. Dort ist



auch Marcus geboren und aufgewachsen auf Militärstützpunkten in der ganzen Welt. „Mein Vater war ein sadistischer Marinesoldat. Aber er hat mir eine Menge über Waffen und Informationen und Spionage und Propaganda weitergegeben“, sagt Marcus. Er selbst wurde Geschichtslehrer. Das ist er bis heute, weshalb sein Name hier geändert ist.

Marcus kann sich genau erinnern, wann er beschloss, andere zu trollen: am 6. Januar 2021. Marcus saß vor dem Fernseher. Er war gerade zu seiner Frau nach Deutschland gezogen.

„Ich sah, wie ein Haufen aufgeblasener Mächtgernparamilitärs die Polizei zurückdrängten. Wie sie in das Kapitol in Washington eindrangen. Als Amerikaner dachte ich, unsere Republik sei stark genug, dass solche Leute keinen Erfolg haben.“

Marcus redet sich in Rage. Er sagt, das tägliche Politikhickhack interessiere ihn gar nicht so. Er sei weder Demokrat noch Republikaner.

„Aber, BEI GOTT, es kann nicht noch mal Trump werden. Wenn er diesen amerikanischen Superstaat für vier weitere Jahre in den Griff bekommt, was dann? Was kommt dann??? Wird er die Begrenzung auf zwei Amtszeiten anfechten? Wird er Putin 2.0? Ich möchte, dass diese Republik überlebt. Vielleicht bin ich ein Patriot.“

Aber wie soll Trollen da helfen? Für Marcus ist die Rechnung einfach.

„Für seine Anhänger ist Trump zur Wahrheit geworden.“ Sie hätten sich eine Parallelwelt aufgebaut, online, in der sie sich die ganze Zeit selbst bestätigten. Auf Parler, einer Plattform, die vor allem Menschen aus dem liberalen bis rechtsextremen politischen Spektrum und Verschwörungserzähler nutzen. Auf Signal, Reddit oder halt in Facebook-Gruppen. Manche davon hätten Hunderttausende Mitglieder, sagt Marcus.

„Wo erreichst du sonst so viele Menschen gleichzeitig? Im November

wird gewählt, der Abstand zwischen Biden und Trump ist minimal. Wenn ich am Ende ein paar Tausend Menschen in einem Swing State verwirren kann, sodass sie nicht Trump wählen, könnte das die ganze Wahl verändern.“

Seit zwei Jahren taucht Marcus in die Trump-Gruppen ein, mehrmals die Woche für mehrere Stunden. Unter falschem Namen tritt er allen rechtsextremen, frauenfeindlichen, christlich-nationalistischen, transphoben Gruppen bei, die er finden kann. Und wartet erst mal ab.

„Observieren“ nennt Marcus das. Er möchte wissen, wen die Trumpeheads angreifen. Welche (Verschwörungs-) Erzählungen sie verbreiten, welchen Quellen sie glauben, über wen sie lachen, auf welche Themen sie besonders emotional reagieren.

Aus den Informationen generiert Marcus mit Midjourney, einer künstlichen Intelligenz, Bilder. Er tippt zum Beispiel ein:

Polaroid. 1980s.

High class, decadent party.

Hosted by Donald Trump.

Dann passt er die Bilder so lange an, bis sie den Inhalten in der Gruppe zum Verwechseln ähnlich sind. Es gibt nur einen Unterschied: In Marcus' Bildern steht Trump nicht als der Befreier da, sondern als der Böse.

Nachdem er das Bild gepostet hat, wartet Marcus wieder. Auf Widerspruch. Für jeden Einwand hat er schon einen Konter vorbereitet. Nie wird er beleidigend. Wenn einer schreibt, das Bild sei eine Fälschung, antwortet Marcus: Es ist wahr. Er stimmt ihm also zu und gleichzeitig auch nicht. Dieser Interpretationsspielraum würde sie wahn-sinnig machen, sagt er. Wenn einer schreibt, er habe Beweise, dass das Bild gefälscht sei, schreibt Marcus: Du hast die Beweise gefälscht. Wenn einer nach der Quelle fragt, schreibt er: ein Tagebuch aus dem kommunistischen Venezuela unter Pedro Wilson.

fluter: „Wer ist Pedro Wilson?“

Marcus: „Keine Ahnung.

Ich habe ihn erfunden.“

fluter: „Aber was bringt das?“

Marcus: „Ich schlage sie mit ihren

Methoden. Sie leben in einer Welt aus Desinformation. Wie sollen sie die Desinformationen anderer erkennen?“

Marcus lehnt sich auf der Couch zurück. Schimpft noch ein bisschen über ultranationale Christen, das Alter von Joe Biden, über andere Trolle. Es gebe sicher welche, die dasselbe machen wie er, nur eben für Trump. „Ich denke, dass Menschen für den dümmsten Scheiß trollen können.“ Er erzählt von den Desinformationseinrichtungen, die der russische Staat finanziert, die „Trollfabriken“ genannt werden und ganz gezielt und organisiert Demokratien angreifen. Dann zuckt er mit den Schultern und sagt: „Die meisten genießen wahrscheinlich einfach das Chaos, das sie stiften.“



Steckt in jedem von uns ein Troll?

Tatsächlich sind Trolle – und ihre Motive – gut erforscht.

Ein Anruf bei Markus Appel. Er ist Professor für Kommunikationspsychologie an der Universität Würzburg. Appel forscht zu Desinformation und wird erst mal grundsätzlich. Kommunikation, sagt er, habe immer das Ziel, sich mit anderen gemeinsam zu verständigen. Selbst wenn jemand lüge, sei das so. Trollen wiederum sei exakt das Gegenteil. „Die meisten Trolle wollen sich nicht verständigen, sondern provozieren Wi-

derspruch um des Widerspruchs willen.“ Deshalb, sagt Appel, seien die berühmten russischen „Trollfabriken“ eigentlich „Propagandafabriken“.

fluter: „Wer sind Trolle genau?“

Appel: „Überwiegend junge Männer.“

fluter: „Können Sie die charakterisieren?“

Appel: „Trolle gibt es durch alle Bildungs- und Einkommenschichten und in jedem Land der Welt. In gewisser Weise sind sie ein Querschnitt der Gesellschaft.“

fluter: „Wie sollte man auf Trolle reagieren?“

Appel: „Einfach nicht auf sie eingehen. Wenn es schlimm wird: melden und blockieren.“

Kann doch nicht wahr sein: Um die „Trumpheads“ zu irritieren, fakte Marcus Fotos mit einer KI

Vor zwei Jahren sorgte eine EU-weite Studie der University of East London für Aufsehen. Forschende hatten 16- bis 19-Jährige zu ihrem Onlineverhalten befragt. Mit dem Ergebnis: Jeder Vierte hatte im Jahr zuvor jemanden getrollt.

Appel wundern solche Zahlen nicht. Das Trollen sei in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Das liege auch daran, was das Trollen in unseren Gehirnen auslöse. „Wenn Sie Trolle fragen, sagen die meisten: Es macht Spaß. Aber dahinter steckt oft noch mehr.“ Wenn man Personen gegen ihren Willen etwas tun lasse, und selbst wenn man sie nur zum Ausflippen bringe, erzeuge das ein Gefühl von Macht, sagt Appel. „Und Macht ist ein gutes Gefühl.“ Was wahrscheinlich auch erkläre, warum mehr junge Menschen trollen: Sie haben strukturell weniger Macht als ältere. Manchmal könne dieses Gefühl zu Eskalation führen, sagt Appel. „Trolling und Hatespeech sind

nah beieinander. Sie können ineinander übergehen.“ Aus vergleichsweise harmlosen Trollen werden organisierte Hater.

Steckt in jedem ein Troll? „Jede Person hat die Tendenz zumindest in sich“, sagt Appel. Unter Geschwistern drücke man oft genau den wunden Punkt des anderen. „Aber man hat die Wahl, ob man dem inneren Troll nachgibt.“

„Trollen ist Sport“

Marcus muss los. Er hat eine hochschwangere Frau, um die er sich kümmern will. Sie weiß von seinem Getrolle. Sie mag es nicht. Aber sie verstehe, warum er es tut, sagt Marcus. Das Hässliche ziehe Hässliches an, sage sie ihm öfter. „Da hat sie nicht unrecht“, sagt Marcus. „Aber das Risiko gehe ich ein.“

Zwei letzte Fragen noch. Macht Trollen – bei allem Ernst, bei aller Politik – nicht auch ein bisschen Spaß? Zum ersten Mal überlegt Marcus länger. Dann beugt er sich vor.

Marcus: „Wahrscheinlich ist es vergleichbar mit Sport oder einer Jagd oder einem Spiel. Wenn man gewinnt, fühlt es sich gut an.“

fluter: „Tun dir die Leute manchmal leid, die du verarschst?“

Marcus: „Nur wenn sie ehrlich unsicher sind und wieder in die echte Welt zurückgeholt werden können. Wenn sie mit dem Ende der Demokratie einverstanden sind, dann nicht.“

Genau wisse er nur eins: Für die Tochter, die er bald haben wird, will er keine USA unter Trump. Er will ihr seine Heimat zeigen. Vielleicht wieder zurück, wenn sie groß ist. Aber wer weiß schon, wie die USA dann aussehen. Marcus hat Angst, dass das Frauenbild wieder in dunkle Vorzeiten zurückgesetzt wird. Trump klüngelt immer wieder mit radikalen Abtreibungsgegnern. „Meine Tochter soll frei entscheiden dürfen. Und nicht behandelt werden wie eine Kuh“, sagt er. Er sieht den fragenden Blick des Reporters und schiebt nach: „Gebären und Milch geben.“

Marcus wird weiter trollen. „Wenn Biden im November auch nur um Haarsbreite gewinnt, weiß ich, dass es das wert war.“



Nicht mit uns

Das Schwimmbad per Petition vor der Schließung bewahren, sich im Jugendrat für ein Open-Air-Kino einsetzen oder gegen die Erweiterung eines Braunkohletagebaus protestieren (wie hier 2023 in Lützerath): Es gibt viele Mittel, um politisch zu erstreiten, was einem wichtig ist. Zu Jahresbeginn demonstrierten fast vier Millionen Menschen im ganzen Land gegen Rechtsextremismus und für die Demokratie. 2022 gingen beim Petitionsausschuss des Bundestags 13.242 Petitionen ein. Und mehr als jeder sechste Beschäftigte in Deutschland war 2021 Mitglied einer Gewerkschaft. Nach den vielen

öffentlichkeitswirksamen Streiks zuletzt steigen die Mitgliederzahlen. Um auf Anliegen aufmerksam zu machen, kann auch ziviler Ungehorsam ein Mittel sein. Ob es sich um ein demokratisches handelt, ist umstritten: Manchmal werden dabei Straftaten begangen. Und dann gibt es noch Formen der direkten Demokratie, zum Beispiel Volksentscheide. Die letzten beiden fanden in Berlin statt: einer, nach dem Berlin schon 2030 klimaneutral werden sollte, ist vergangenes Jahr gescheitert. Der andere zur Vergesellschaftung von Immobilienunternehmen war 2021 erfolgreich, wurde bislang aber nicht umgesetzt. ➔

Götter des Gemetzels

Text: Marius Hegel
Illustration: Sebastian Haslauer

Wenn ich an meine Kindheit denke, sehe ich meine Eltern streiten. Sie stritten überall: auf der Straße, beim Einkaufen, im Auto und fast jeden Abend zu Hause. Sie stritten auf dem Fahrrad oder im Paddelboot. Keine Kulisse schien ihnen ungeeignet zum Streiten – und kein Moment zu friedlich. Ein Picknick vor einem herzerreißend schönen Sonnenuntergang zerrieben sie beinahe lustvoll mit ihrem Gebrüll. Worüber sie ständig stritten? Es ist verrückt, aber ich weiß es nicht mehr.

Ich erkläre mir das so: Ein Kind versteht noch nicht, worüber sich die Eltern streiten. Und wenn es größer ist, hat es sich zu sehr daran gewöhnt, um es noch zu hinterfragen. Der Krach wird zum Rauschen. Wie eine laute Straßenbahn, die vor der eigenen Wohnung vorbeifährt und jedem Gast sofort auffällt, nur einem selbst nicht mehr.

Ihre Auseinandersetzungen folgten der immer gleichen Dramaturgie. Am Anfang redete mein Vater, zunehmend lauter werdend. Dann setzte meine Mutter ein, die leiser sprach, dafür aber entschiedener. Ich kann ihren Sound noch immer in meinem Kopf abrufen. Es ist wie bei einem alten Lied, von dessen Text man nur noch Fragmente erinnert: „Es kann. Nicht. Sein. Dass wir... seit so langer Zeit und... DEINE MUTTER!“ – „Für mich war es nie... nur DU MUSST IMMER WIEDER und immer wieder... so

GEHT das NICHT!“ Handgreiflich wurden sie nicht, nur einmal flog ein Stuhl durch unsere Küche (in meiner Erinnerung fliegt er in Zeitlupe). Und wenn sie sich mal nicht stritten, schwiegen sie vor lauter Groll, was mir fast bedrohlicher vorkam, ein bisschen wie die Regenerationsphase zweier Boxer kurz vor der nächsten Runde.

Da es meinen Eltern anscheinend nicht gelang, sich zu versöhnen, wollte ich mit gutem Beispiel vorangehen. Ich, so schwor ich mir, würde mich nie strei-

ten. Mit niemandem. Never ever. Wie um meinen streitenden Hausgöttern zu zeigen, wie schön das Leben sein kann, wenn man nicht ständig zankt.

Mein Wirken als Harmoniebeauftragter führte zu bizarren Situationen. Unten in der Küche gingen zwei Vulkane los, oben im Kinderzimmer spielte ich auf der Gitarre fröhliche Indie-rocksongs. Ich lenkte mich vom elterlichen Getöse ab und hoffte insgeheim, die da unten würden die Musik hören und endlich verstehen, wie schön



Der Streit meiner Eltern wurde zum Soundtrack meiner Kindheit – und verpasste mir einen Harmonieknacks



und einfach alles sein könnte. Einfach Frieden – wie wär's, ihr Lieben? Wie schwer kann's bitte sein, wenn es euch euer 15-Jähriger hier oben vorjammt? Es half leider nichts.

Ich sah meine Mutter weiter weinend in der Küche sitzen, hörte meinen Vater tagelang kein Wort sprechen. Es fühlte sich an, als würde er auch mich mit seinem Schweigen bestrafen.


In meiner Erinnerung ging ihr Streit noch Jahre weiter, bis ich andere Möglichkeiten hatte, mich ihm zu entziehen. Ich zog aus und trug mein versöhnliches Mindset in die Welt hinaus. Ich lernte an der Uni Freunde und Freundinnen kennen, mit denen ich mich nicht stritt, führte ultraharmonische Liebesbeziehungen und verließ umgehend die WG-Küche, wenn jemand laut wurde. Menschen, die mir zu kompliziert wurden, wechselte ich regelrecht aus. Alle zwei bis drei Jahre hatte ich eine neue Beziehung. Freundschaften konnte ich nie genug haben, aber wenn jemand von seinem besten Freund sprach, fiel mir auf, dass ich nicht wirklich wusste, wer das für mich sein sollte.

Als konfliktscheuer Mensch lernt man wunderbar Leute kennen. Die Leute fühlen sich aufgehoben bei einem, weil niemand auf Streit aus ist und sich Unverbindlichkeit gut anfühlt, das Leben ist ohnehin voller Pflicht und Nerv. Ich

wurde über die Jahre gut darin, Leichtigkeit zu versprühen. Locker bleiben, lächeln, keine Probleme machen: Ich war ein Friedensdienstleister.

Bis ich vor einigen Jahren Ada traf. Sie ließ mir meine Vermeidungsstrategie nicht durchgehen. Wenn ich sie mied, weil sich ein Streit anbahnte, rief sie mich immer wieder an. Stand plötzlich vor der Tür. Tauchte bei meiner Arbeit auf. „Du bist unmöglich“, sagte sie.

Und dann diskutierten wir die Dinge aus. Führten Gespräche, die nur ernst, ernst, ernst waren. Es dauerte, bis ich verstand, dass Ada mein großes Glück war. Durch sie machte ich eine Erfahrung, die ich in meiner Kindheit verpasst hatte: dass man durch einen Streit gewinnen kann. Dass man sich hinterher oft näher ist als vorher. Weil man gesagt hat: Du bist es mir wert, mich mit dir zu streiten. Ada schwieg mich nach dem Streiten nicht an. Eher sagte sie wieder, diesmal lächelnd: „Du bist unmöglich.“

Wenn ich heute nach Hause fahre, streitet dort niemand mehr. Meine Eltern wirken abgekämpft, wie zwei erloschene Vulkane. Ein wenig tun sie mir leid: War das nicht unglaublich hart, sich andauernd zu streiten? Zu fragen habe ich mich bislang nicht getraut. Noch bin ich zu harmoniebedürftig. Aber ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern. 

Tour de beef, Etappe 3: USA



Appschalten

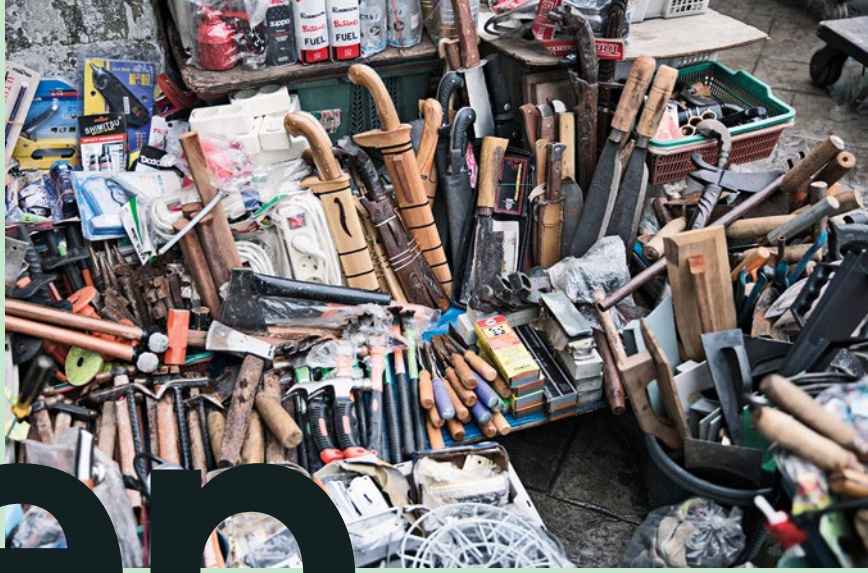
Eine App spaltet die USA: Nach langem Gezerre hat der US-Kongress im April entschieden, dass TikTok in den USA verboten wird, wenn der chinesische Mutterkonzern ByteDance nicht an einen US-amerikanischen Eigentümer verkauft. ByteDance gilt als verlängerter Arm der Kommunistischen Partei Chinas. In diesem Fall war sich selbst der sonst so hoffnungslos zerstrittene US-Kongress einig: Republikaner und Demokraten fürchten Spionage, Datenlecks und Einflussnahme auf die US-Wahlen – nutzen die Video-App aber selbst weiter für den Wahlkampf. Gegenüber stehen sich nicht nur zwei Supermächte, sondern auch zwei heilige Grundsätze der US-Politik: innere Sicherheit gegen

Meinungsfreiheit. Und nicht zuletzt die Boomer in Washington gegen Hunderttausende junge User. Für viele ist TikTok die zentrale Nachrichtenquelle. Und für immer mehr Menschen eine Einnahmequelle: 15 Milliarden US-Dollar Umsatz generierten US-Kleinunternehmer 2023 über die App. TikTok selbst wehrt sich und hat seine 170 Millionen US-User zum Protest aufgefordert. Sie stehen mit Plakaten vor dem Kongress, überschütten Abgeordnete mit Anrufen und fluten die Plattform mit #KeepTikTok-Videos. Eine Nutzerin verabschiedete sich von ihrem „chinesischen Spion“ in einer dramatischen Liebesszene: „Der Einzige, der mich je wirklich kannte.“

Annett Scheffel

Eat Sleep School Fight

In Jakarta ist es Tradition,
dass sich Schüler zu
Straßenkämpfen verabreden.
Oft enden sie tödlich



Unter Nr. 91, Thema: Streiten

Ihre Logos designen
die Schülersgangs selbst.
So erkennt man, wer
zu wem gehört.
Viele tragen die Nummer
einer Buslinie: Oft
verbünden sich die, die
denselben Schulweg haben



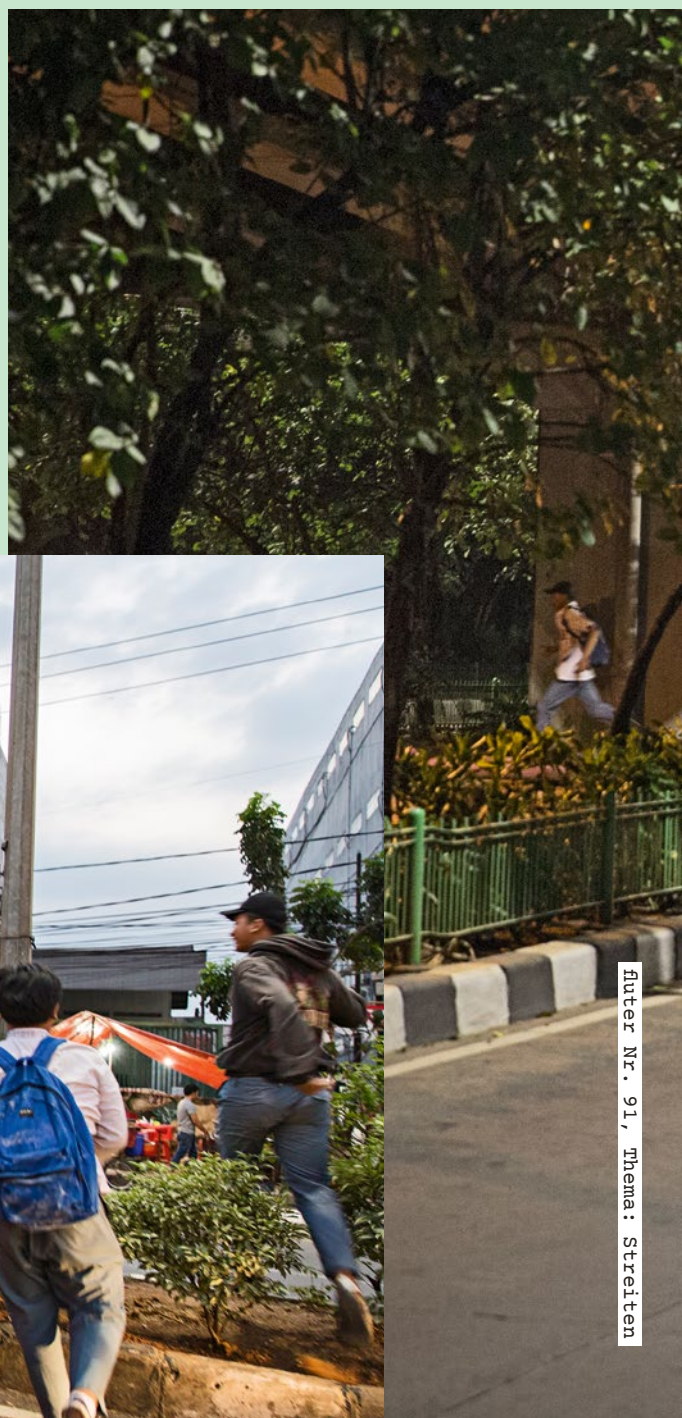
Fotos und Text: Helena Lea Manhartsberger

Das erste Mal hörte ich 2012 von den Schülerkämpfen in Indonesien. Ich studierte auf der Insel Java Fotografie und lernte nebenher das Tätowieren. Eines Tages kam ein Mann und fragte, ob ich ihm ein Zitat auf den Rücken stechen könne, das dem Serienmörder Jack the Ripper zugeschrieben wird. Ich bat ihn, mir das genauer zu erklären: Einfach so würde ich ihm die Worte nicht für immer auf den Körper schreiben. Zögerlich erzählte er, er sei als Jugendlicher in einen Kampf verwickelt gewesen, nach dem sein bester Freund in seinen Armen starb. Er habe Rache geschworen und später mit Schulfreunden zwei gegnerische Schüler getötet. Das Tattoo habe ich nie gestochen. Aber seine Geschichte und eine neue indonesische Vokabel ließen mich nicht mehr los: „Tawuran Pelajar“.

Jahre später stehe ich auf einem kleinen Friedhof im Süden der Hauptstadt Jakarta. Ein knallheißer Tag. „Ahmad Andika Bagaskara Bin Asmat“ steht auf dem Grabstein. Geboren am 20.07.1999, gestorben am 14.02.2017. Bagas, wie er von seinen Freunden genannt wurde, war 17, als er starb.

„Tawuran Pelajar“ heißt das Ritual, bei dem in Indonesien regelmäßig Kinder und Jugendliche sterben. Wie viele, erfasst die Polizei nicht offiziell. Allein in Jakarta sollen es jedes Jahr zwischen 50 und 100 Tote sein. Mit selbst gebastelten Sichel und Schwertern, mit Feuerwerkskörpern und Säure bekämpfen sich Gangs im Namen ihrer Schulen. Die Kämpfe sind mal spontan, mal verabredet und immer öffentlich: neben Autobahnen, in Tunneln und auf den Plätzen, auf denen sich die Jugendlichen zum Abhängen treffen.

Auf Insta zeigt sich, wer ein Held ist





Weil die Kämpfe oft nach Prüfungen und Schuljubiläen eskalieren, vermuten Soziologen, dass es den Schülern auch darum geht, Stress abzubauen. Mehrere Kampagnen der Lokalregierungen, um die Kämpfe einzudämmen, blieben erfolglos



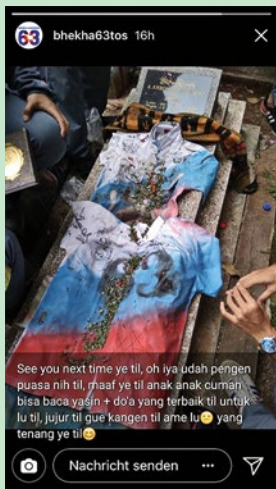


Ian war ein Freund von Bagas. Er sagt: „Ich mag Tawuran, weil wir durch Tawuran herausfinden, wer ein wahrer Freund ist und wer nicht“

Die meisten wissen gar nicht mehr, warum sich die Schulen bekriegen

Nicht immer wird es brutal: Die Gangs verstecken sich, verfolgen über Instagram, wo ihre Gegner sind, und rennen davon. Die meiste Zeit ist es ein Fangspiel mit Messern, bei dem man viel raucht und wartet, dass etwas passiert.

Viele der Jugendlichen kommen aus armen Familien. Die Straßenkämpfe sind für sie eine Möglichkeit, sich einen Namen zu machen. Es geht um Mut und Männlichkeit, um Freundschaft und Gemeinschaftsgefühl und auch um die Fotos, mit denen man sich später bei Instagram Likes abholt. Die Fehden würden von einer Schülergeneration an die nächste weitergegeben, erzählten mir ehemalige Schüler. Warum genau die Schulen verfeindet sind, weiß schon lange niemand mehr. ➔



Ibu Yanti mit einem Bild ihres Sohnes. Bagas starb am Valentinstag 2017. Nach seinem Tod ermittelte die Polizei, angeklagt wurde aber niemand



Wer hat's

Was verbindet eine Wassermelone, Impfstoffe und einen Netflix-Abend? Viel Geld und viel Streit – um Patente

Das Fruchtfleisch rot und saftig, süß und kühl – und kein einziger dieser nervigen schwarzen Kerne: Gäbe es die triploide *Citrullus lanatus* nicht, man müsste sie erfinden. Das dachten sie auch beim Chemiekonzern BASF, der sich die Wassermelonensorte als eigene Züchtung patentieren ließ. Deshalb wird um die Melone gestritten, seit Jahren schon.

Wer eine gute Idee hat, kann sie patentieren lassen. Damit sichern sich Personen oder Unternehmen das Recht, dass nur sie mit der Erfindung Geld verdienen oder Lizenzen an andere vergeben dürfen. Schließlich kostet das Erfinden der Erfindung auch Geld.

In den knapp 600 Jahren seit dem ersten schriftlich vermerkten Patent, einem „Lastkahn mit Hebewerk“ zum Bau der Kuppel des Doms von Florenz, sind etliche Millionen Ideen patentiert worden. Darunter das Telefon, Post-its, die Achterbahn, Hotdog-Brötchen, diverse Smartphonedesigns und VR-Headsets. Unser Alltag besteht aus Abertausenden Einzelteilen, Materialien, Herstellungsweisen und Anwendungen, für die irgendwann irgendwer ein Patent angemeldet hat. Kein Wunder, dass ständig Streit ausbricht, weil die Konkurrenz eine Erfindung nachahmt oder sogar für sich reklamiert.

Ideen haben keine Grenzen, Patente schon

Schon 1593 wurde in Nürnberg der erste Prozess wegen der Verletzung eines Patents abgehalten: Der Angeklagte hatte ein Mahlwerk zum Schleifen von Halbedelsteinen plagiiert. Seine Strafe ist nicht überliefert, aber die für ein zweites Verfahren zum selben Patent acht Jahre darauf. Der Straffällige musste zehn Gulden Strafe zahlen, was damals wahrscheinlich mehreren Wochenlöhnen eines Handwerkers entsprach.

Schmerzhaft für den Verurteilten, aber kein Vergleich zu den Dimensionen von Patentstreitigkeiten heute. 2022 gingen am Bundespatentgericht rund 230 große Patentklagen ein. In diesen Fällen wird laut dem Gericht üblicherweise um Patente im Wert von mindestens einer Viertelmillion Euro gestritten. Kläger oder Beklagte sind meist Unternehmen aus Maschinenbau oder Elektrotechnik, Chemie oder Medizin – klassische deutsche Industrien, in denen sich mit einem neuen Ventil oder Medikamentenwirkstoff ein Haufen Geld verdienen lässt.

Prominentes Beispiel: Biontech und Curevac stritten über ein europäisches Patent Curevacs zur Herstellung von mRNA-Impfstoffen. Erst vor einem Landgericht, um zu



klären, ob Biontech dieses Patent verletzt hat. Dann vor dem Bundespatentgericht, das verhandelte, ob Curevacs Patent überhaupt hätte erteilt werden dürfen, also gültig ist. Nein, urteilte das Gericht Ende 2023 und erklärte das Patent in Deutschland für „nichtig“. Curevac muss für Gericht und Anwälte bis zu zwei Millionen Euro zahlen.

Noch doller wird es in den USA. Wenn Apple, Microsoft oder Intel vor Gericht stehen, fallen auch mal Strafen von mehr als einer Milliarde US-Dollar an. Das hat auch Auswirkungen auf den deutschen Patentmarkt. Erfindungen können weltweit kopiert werden, Patente gelten aber zunächst nur in dem Land, für das sie erteilt werden. Daher werden Patente meist in vielen Ländern angemeldet, zum Beispiel beim Europäischen Patentamt oder in den USA. 2023 wurden

erfunden

?

Text: Jonas Mayer

in Deutschland fast 59.000 Patente angemeldet, rund 20.000 stammen von ausländischen Unternehmen. Deshalb kann es passieren, dass vor deutschen Gerichten Patentverfahren nichtdeutscher Unternehmen verhandelt werden. Zum Beispiel Netflix gegen Broadcom, ein US-amerikanisches Halbleiterunternehmen. Ein deutsches Landgericht verbot Netflix, eine Videokodierung von Broadcom für Filme in Ultra-HD zu verwenden. Weil Netflix sich nicht gleich daran hielt, verhängte das Gericht eine Geldstrafe von gut sieben Millionen Euro. Oder alternativ 15 Tage Haft für Mitglieder des Netflix-Vorstandes – und zwar für jeden der 47 Tage, an denen Netflix gegen die Unterlassungsverfügung verstoßen hatte. Klingt nach gutem Stoff für eine Serie.

Weshalb sollte ein Unternehmen Rechte an etwas halten, das die Natur hervorgebracht hat?

Obwohl es um viel geht, gehören Patentstreitigkeiten zu den langweiligsten Gerichtsverfahren überhaupt. Keine Tränen, kein Publikum, keine überraschenden Wendungen, kein Jubel nach der Urteilsverkündung. Die Anhörung im Gerichtssaal dauert oft nur wenige Stunden: Sie ist die bloße Bilanz dessen, was Gericht und Anwälte monatelang vorbereitet haben. Oft versuchen die Anwälte, sich außergerichtlich auf Schadensersatz oder eine Lizenz zu einigen. So landen die meisten Streitfälle gar nicht erst vor Gericht. Falls doch, betäuben sich die Verhandlungsparteien mit technischen Details oder chemischen Formeln, Patentnummern und Fachwörtern. Das Bundespatentgericht ist neben dem neuen Einheitlichen Patentgericht für die EU-Mitgliedstaaten das einzige Gericht, in dem neben Juristen auch Naturwissenschaftler Urteile fällen, sogenannte technische Richter.

Die kleinen Geschwister des Patents sind die Schutzrechte für Designs, Gebrauchsmuster oder Marken. Im berühmten „Spezi“-Streit zwischen den bayerischen Brauereien

Riegele und Paulaner beispielsweise ging es nicht um die Idee, Orangenlimonade in Cola zu kippen, sondern um den Namen für das Gemisch: Den Namen „Spezi“ hat sich Riegele ausgedacht, aber Paulaner mit einer Vereinbarung erlaubt, ihr Getränk „Paulaner Spezi“ zu nennen. Das ging Jahrzehnte gut. Dann wollte Riegele einen Lizenzvertrag schließen. Heißt: Geld von Paulaner. 2023 entschied ein Gericht, dass die alte Vereinbarung immer noch gilt. Prost, ihr Streithähne.

Apropos Orangenlimo: Patente auf herkömmlich – also ohne Gentechnik – gezüchtete Pflanzen und Tiere sind in der EU verboten. Kritikern zufolge habe das Europäische Patentamt wegen juristischer Schlupflöcher allerdings schon rund 300 Patente auf herkömmlich gezüchtete Pflanzen und Tiere zugelassen, auf Forellenarten, Brokkoli- und Salatsorten. Oder eben die triploide Citrullus lanatus, die Wassermelone, die aufgrund ihrer ungeraden Chromosomenzahl kernlos ist und buschig wächst, wodurch sie weniger Anbaufläche braucht als andere Sorten. Nunhems, eine BASF-Tochtergesellschaft, behauptet, die Citrullus lanatus sei ihre Entwicklung. 2021 bekam sie ein europäisches Patent auf Pflanze, Saatgut und Früchte erteilt. Patentnummer: EP2814316.

Der Verein „Keine Patente auf Saatgut!“ hat dagegen beim Europäischen Patentamt Widerspruch eingelegt. Sowohl der buschige Wuchs als auch die fehlenden Kerne seien natürliche Entwicklungen, das Patent also nicht rechtens. Die fehlenden Kerne seien sehr wohl eine Besonderheit, urteilte das Amt sinngemäß und lehnte den Widerspruch im vergangenen Jahr ab. Viele befürchten, dass Unternehmen zunehmend beeinflussen, welches Obst und Gemüse in Europa angebaut wird und wie viel Verbraucher dafür zahlen sollen. „Keine Patente auf Saatgut!“ beruft sich weiter auf das Verbot, herkömmliche Züchtungen als Patent zuzulassen, und hat Beschwerde beim Europäischen Patentamt eingelegt. Bis zur Entscheidung dürfte es wieder zwei, drei Jahre dauern, schätzt der Verein. Allerspätestens 2041 wird das Patent auf die buschig wachsende Wassermelone ohne Kerne auslaufen: Egal wofür, ein Patent gilt 20 Jahre. ➔



Wo die Freiheit baden geht

Feste Zeiten, in denen nur Mädchen und Frauen schwimmen dürfen? Geht es nach dem dänischen Integrationsminister Kaare Dybvad Bek, ist dafür kein Platz im Königreich. Laut einer Umfrage seines Ministeriums bieten Bäder in zwölf von 98 dänischen Kommunen geschlechtergetrennte Schwimmkurse und Badezeiten an, die vor allem für Mädchen und Frauen aus muslimischen Familien geschützte Räume sein sollen. Das sei „undänisch“, erklärte der Sozialdemokrat Dybvad Bek und forderte die Kommunen auf, geschlechtergetrenntes Schwimmen

zu verbieten. Zuspruch bekam er von den Rechtskonservativen, die bereits Debatten über Integration in Schwimmbädern losgetreten hatten. In Dänemark wurden Grenzschutz und Asylpolitik in den vergangenen Jahren massiv verschärft. Kritiker warfen Dybvad Bek Symbolpolitik vor und betonten, dass auch in Schwimmhallen Raum für Vielfalt sein müsse. Verboten ist das geschlechtergetrennte Schwimmen bislang nicht, aber für 2025 hat das Integrationsministerium eine erneute Umfrage geplant.

Theresa Bachmann

Und

Dies sind Geschichten über Mobbing. Sie könnten an Schulen überall in Deutschland spielen und jedem passieren: Mobbing gilt als die häufigste Form von Gewalt an Schulen. In einer bundesweiten Umfrage der Techniker Krankenkasse unter Schülerinnen und Schülern war fast jede und jeder Sechste von Mobbing betroffen. Tatsächlich dürften es noch mehr sein: In Umfragen und Studien gilt Mobbing als das, was Lehrkräfte, Eltern und Schülerinnen und Schüler darunter verstehen

bist du

Lena,

21, hat immer noch Flashbacks, wenn jemand länger nicht antwortet

„Als ich gemobbt wurde, hab ich’s erst gar nicht bemerkt. Ein paar Mädchen aus meiner damaligen Klasse waren die Süßesten, die man sich vorstellen kann – bis die Schule nachmittags vorbei war. Dann haben sie gar nicht mehr mit mir gesprochen und mich bei WhatsApp komplett gehostet. Um dann wiederum die ganze Nacht hindurch im Minutentakt Nachrichten zu schicken. Ein ständiges On-Off, das hat mich irre gemacht. Ich wollte zu ihnen gehören, hatte aber gleichzeitig null Vertrauen. Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, was ich falsch gemacht haben könnte. Schlimm ist, dass ich bis heute Panik schiebe, wenn mal jemand länger nicht antwortet. Da krieg ich Flashbacks, dabei hat der andere vielleicht einfach gerade keinen Akku. In Serien oder den Fällen, die wir im Ethikunterricht besprochen haben, bekommt man ein falsches Bild von Mobbing. Da sind das meist offensichtliche Angriffe von Small-Dick-Energy-Typen, die sich nur selbst fühlen, wenn sie andere abfucken und bedrohen.“

Jan,

18, will nach der Schule selbst mal in einer Mobbing-Hilfestelle arbeiten

„Bei mir fing das Mobbing klassisch an: Ich wurde vor versammelter Klasse beleidigt, sie haben mich nachgeäfft und sind in den Pausen immer weitergegangen, wenn ich mich zu einer Gruppe dazustellen wollte. Wenn ich morgens in die Schule kam, wusste ich schon, dass irgendwann was passieren wird. Wann, wie, warum, keine Ahnung, aber ich werde mich wieder wie der letzte Vollidiot fühlen. Das ging alles von einem Mitschüler aus, der beweisen wollte, dass er damit davonkommt. Der hat die ganze Klasse hinter sich versammelt. Irgendwann hat er nachts bei uns angerufen und immer gleich aufgelegt, da haben mei-

ne Eltern etwas davon mitbekommen. Die haben mir glücklicherweise zugehört und waren für mich da. Aber in der Schule haben sie getan, als hätte ich einen Streit mit dem Typen. Wir saßen ständig bei der Schulleiterin im Büro, und es hieß: ‚Jetzt vertragt euch mal.‘ Das war aber kein Streit mit zwei Seiten, es gab ihn, den Täter, und mich, sein Opfer. Alle haben so lange so getan, als müssten wir uns zusammenehmen und die Hände geben, dass ich selbst irgendwann unsicher war, ob ich ihm einen Grund gegeben hatte, mich zu mobben.“

Sandra,

28, arbeitet als Sozialassistentin an einer Berliner Schule

„Erfahrungsgemäß schlagen sich nur ganz wenige Schülerinnen und Schüler auf die Seite des Täters oder des Opfers. Der Großteil schaut zu. Wir Pädagogen nennen die Bystander: Sie greifen nicht ein und sagen niemandem Bescheid, obwohl sie verstehen, dass gerade ein Mitschüler leidet. Es gibt eine Hemmschwelle, einzugreifen. Gerade in den unsicheren Jahren der Pubertät orientiert man sich eher an anderen: Greift niemand ein, ist die Situation anscheinend nicht so schlimm. Greife ich ein, werde ich womöglich selbst angegriffen. Dass Mobbing von allein aufhört, habe ich noch nie erlebt. Das löst du am besten, indem die Gruppe selbst interveniert. Man muss Kinder und Jugendliche ermutigen, hinzusehen und einzugreifen. Dazu gehört viel Selbstbewusstsein, das muss man richtig trainieren. Dafür brauchen die Lehrkräfte und wir Sozialassistenten die Kapazitäten.“

Kamille,

17, kriegt triggernde Emojis geschickt

„Ich war mal richtig dick. Das ist Jahre her, und heute bin ich ganz zufrieden mit meinem Körper. Ich hab bei Insta viele geblockt, fettfeindliche Nachrichten kriege ich eigentlich nur noch von Fremden unter alten Fotos. Aber



raus

manche meiner Mitschüler machen bis heute ‚Witze‘. Die schicken mir Fotos von der Wurstaussage im Supermarkt oder wenn es in der Mensa Schnitzel gibt. Und manche setzen bei Nachrichten ein Emoji dahinter, das mit Essen zu tun hat: die Pizza, Messer und Gabel oder das Stück Torte. Es sind immer dieselben Emojis. Manchmal bin ich trotzdem unsicher, ob das überhaupt beleidigend gemeint ist. Selbst wenn: Solange sie mich für einen Körper shamen müssen, den ich nicht mehr habe, scheine ich nicht viel falsch zu machen.“

Inter Nr. 91, Thema: Streiten

Marion,

43, arbeitet für eine
schulpsychologische
Beratungsstelle in Berlin

„Mit dem Smartphone und den sozialen Medien hat sich Mobbing radikal verändert. In der Beratung hören wir immer weniger von Schülern, die geschlagen oder angespuckt werden. Stattdessen ist Onlinemobbing ein Riesensproblem: Das Mobbing über digitale Medien hört nicht mit Schulschluss auf. Die Täter sind enthemmt, weil sie ihren Opfern

nicht mal mehr gegenüber treten müssen, um sie zu schikanieren. Viele Schulen verweigern die Unterstützung, weil Taten außerhalb der Schulzeit nicht in ihren Zuständigkeitsbereich fallen würden. Vor allem aber wohl, weil sie gar nicht wissen, wie sie das Onlineverhalten ihrer Schüler regulieren sollen.“

Maryam,

15, über gefakte
Nacktbilder

„Ich muss leider sagen, dass bei uns vor allem die Mädchen richtig gut darin sind, andere runterzumachen. Die erzählen ausgedachte Geschichten oder posten schlechte Fotos von anderen. Wir hatten auch schon Fälle, in denen Fotos oder peinliche Nachrichten mit Photoshop gefakt wurden. Mir ist das zu dumm, und ich hab auch gar kein Smartphone mehr. Bei meiner Cousine an der Schule gingen Nude-Apps rum. Da lädt man Fotos von Mitschülerinnen hoch, und dann sieht es aus, als hätten die sich ausgezogen oder in einem Porno mitgemacht. Solche Pics rumzuschicken ist illegal. Aber was bringt dir das, wenn die einmal im Umlauf sind? Wer weiß, wer die alles sieht.“

Cem,

18, kennt als
Vertrauensschüler viele
Mobbingfälle

„An meiner Schule tun alle, als wäre Mobbing kein Problem, weil kaum jemand beweisen kann, dass er oder von wem er gemobbt wird. Es ist einfach: Du entfolgst jemanden oder schreibst harte Nachrichten und sagst dann, dass dein Account gehackt wurde. Du legst immer wieder neue Accounts an und übergießt Leute mit Hass, bis sie dich nicht mehr blockieren, sondern es einfach fressen. Oder alle verlassen gleichzeitig den Gruppenchat, damit das Mobbingopfer dort allein ist. Bei uns wurde auch schon damit angegeben, in einem besonders exklusiven Gruppenchat zu sein. Den gab es gar nicht, aber das ist egal: Schon das Gefühl, nicht dabei zu sein, ist scheiße.“

Protokolle: Redaktion

Good COP or bad COP ?



Auf den UN-Klimakonferenzen (COP) diskutieren Vertreterinnen und Vertreter aus 197 Ländern jedes Jahr für zwei Wochen eines der komplexesten Probleme der Welt: die Klimakrise. An der vergangenen COP in Dubai haben Zehntausende Delegierte, Industrielobbyisten, Umweltschützer, Wissenschaftler und Journalisten teilgenommen. Unter ihnen: Kulthoum Omari-Motsumi und Michai Robertson, um als Delegierte der 54 afrikanischen Länder beziehungsweise der kleinen Inselstaaten Lösungen im Kampf gegen den Klimawandel zu verhandeln.

fluter: Auf den COPs geht es emotional zu. Menschen berichten, wie Fluten ihre Häuser unbewohnbar machen oder Dürren ihre Ernten zerstören. Delegierte, deren Heimatländer Krieg gegeneinander führen, müssen miteinander verhandeln. Kann man sachlich über das Klima debattieren?

Kulthoum Omari-Motsumi: Die Auswirkungen der Klimakrise erleben Menschen überall, in den ärmeren Ländern nur eben viel stärker als in reichen. Das Verhandeln ist eine Kunst, es geht darum, deine Botschaft auf die jeweils passende Art zu vermitteln. Manchmal verwerfe ich spontan eine vorgeschriebene Rede und improvisiere. Ich komme aus Botswana, einem Land, das sehr anfällig ist für Dürren. Warum soll ich einem Skript folgen, wenn ich die Klimakrise ständig erlebe und von Herzen sprechen kann?

Dann müssen Delegierte ihre Emotionen und Sorgen gar nicht draußen lassen?

Michai Robertson: Wenn du wütend bist, schreist du, und wenn du frustriert bist, weinst du. Das kommt schon vor.

Auf den UN-Klimakonferenzen diskutieren Staaten, wie sie die Klimakrise lösen können. Besonders die Vertretungen der kleinen Länder haben es dabei nicht leicht

Wir versuchen aber, unsere Emotionen zu kanalisieren, zum Beispiel, um unsere Position zu untermauern. Manchmal kann man seinen Frust in etwas Positives umwandeln.

Die COPs folgen eigenen Choreografien. Die erste Woche gilt der Vorbereitung: Arbeitskreise filtern Kernfragen und mögliche Klimamaßnahmen für die Abschlusserklärung, die Regierungsvertreterinnen und Staatschefs in der zweiten Woche verhandeln. Wie viel erstreiten Sie denn wirklich noch vor Ort?



Robertson: Wir versuchen, die Positionen unserer Regionen schon lange vor der COP zu beschließen. Über Videokonferenzen geht das gut, auch wenn wir manchmal Probleme mit dem Internet haben. In den Tagen vor der COP gibt es eine „kleine Klimakonferenz“ in Bonn, da finalisieren wir unsere Positionen. Und definieren vor allem klare rote Linien, bei denen wir auf keinen Fall nachgeben.

Welche Qualitäten brauchen Verhandlerinnen und Verhandler?

Robertson: Aktives Zuhören ist unterschätzt: Viele hören sich gern selbst sprechen. Um gut zu verhandeln, musst du aber verstehen, woher die Leute kommen, egal, ob du ihre Ideologie oder Perspektive gutheißt. Verhandlungsführer finden Kompromisse, ohne das, was sie vertreten, zu vernachlässigen.

Omari-Motsumi: Man muss die verschiedenen Strategien der Verhandlungspartner verstehen. Manche setzen auf die Wissenschaft, andere auf ihre Erfahrungen oder juristischen Kenntnisse. Die Herausforderung für uns Entwicklungsländer ist, dass wir nicht genügend Leute haben.

Länder wie Deutschland, die USA oder Brasilien leisten sich immer größere Delegationen. Je kleiner die Delegation, desto weniger kann man sich in den langen Verhandlungen abwechseln, um auszuruhen. Kann man so überhaupt gute Entscheidungen treffen?

Robertson: Erschöpfte Delegierte schaden den Verhandlungen sehr. Manche Staaten entsenden einen einzigen Verhandlungsführer, der sich in den zwei Wochen um viele Dinge gleichzeitig kümmert und Entscheidungen in Eile treffen muss.

Omari-Motsumi: Die Delegierten der Entwicklungsländer sind oft gezwungen, bis zu 20 Stunden am Stück zu verhandeln. Wir versuchen deswegen, die Gespräche früh voranzutreiben. Und laut darauf hinzuweisen, dass kleine Länder nicht den Luxus haben, die Verhandlungsführer zu wechseln.

Wie wirkt sich das auf die Verhandlungen aus?

Robertson: Ein Weg ist, zu sagen: Nein, wir beenden die Sitzung, wir brauchen eine Pause. Das habe ich schon ein paarmal gemacht. Solange nicht alle Parteien vertreten sind, darf nichts beschlossen werden. Aber solche Unterbrechungen müssen die Ausnahme bleiben.

Die Conference of the Parties (COP) findet seit 1995 statt: Einmal im Jahr treffen sich alle Vertragsstaaten der UN-Klimakonvention

Es soll nicht wirken, als würden wir die Konferenz aufhalten. Am Ende braucht man jede Minute, wir müssen uns aus Hunderten Seiten Text mit verschiedenen Versionen auf eine Abschlusserklärung einigen.

Omari-Motsumi: Eine Realität ist leider, dass die schwierigeren Entscheidungen dabei oft auf das Ende der Konferenz verschoben werden, wenn wir extrem müde sind. Manchmal stimmen wir dann einfach zu. Eine unserer Strategien ist deshalb, schon früh nach Konferenzbeginn viele Diskussionen zu führen, wenn man noch frisch ist.

Wie bleibt man möglichst lange frisch?

Omari-Motsumi: Wir haben immer Nüsse im Gepäck, besonders zum Ende der Konferenz.

Robertson: Am Anfang gehen wir in den Supermarkt und decken uns ein. Das ist schon Tradition.

Omari-Motsumi: Ob aus Afrika oder Europa oder woher auch immer: Über die Nüsse wird nicht verhandelt, die teilen wir.

Wird es denn auch hitzig hinter den geschlossenen Verhandlungstüren?

Robertson: Hinter verschlossenen und offenen Türen.

Omari-Motsumi: Als wir 2015 das Pariser Abkommen verhandelt haben, hat es am Ende ziemlich geknallt. Da war zu merken, dass wir gerade Ergebnisse erzielen, dass wir Dinge

festschreiben, die wirklich den Kern berühren. Aber so hitzig wird es vergleichsweise selten, weil größtenteils erfahrene Diplomaten und hohe Regierungsbeamte dabei sind.

Prallen da auch verschiedene Verhandlungsstile aufeinander?

Robertson: Auf jeden Fall. Manche sind sehr laut, andere ruhig und gelassen. Manche verlassen sich auf bestimmte Instrumente. Ich kenne zum Beispiel jede Menge großartiger Geschichtenerzähler unter den Verhandlungsführern der kleinen Inselstaaten. Wenn du dich in technischen Details verlierst, kann das den Fokus auf die Realität zurückbringen.

Omari-Motsumi: Als ich das erste Mal zu den Verhandlungen kam, dachte ich ständig: Wir sind uns einig, das ist fantastisch! Damals wusste ich nicht, dass es eine Menge Untertöne gibt, dass viel zwischen den Zeilen gesagt wird.

Wird auch außerhalb der Verhandlungsräume diskutiert?

Omari-Motsumi: Informelle Treffen sind sogar ziemlich wichtig. Gut funktioniert die Flurstrategie: Man trifft sich draußen mit einem Verhandler der Gegenseite und spricht bei einem Kaffee weiter. Manchmal hilft es, wenn man sich gerade nicht wie in einer Verhandlung fühlt.

*Auf der COP gilt das Konsensverfahren:
Ein Beschluss scheitert, wenn nur ein einziges Land widerspricht. Manche kritisieren, dass man sich so nur auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen kann.
Was denken Sie?*

Robertson: An der Kritik ist was dran. Wir sind an das Tempo der starrsten Parteien gebunden und treffen in der Regel Entscheidungen, die weniger ehrgeizig und weniger effektiv sind, als sie sein sollten.

Omari-Motsumi: Und ein Land, das gegen eine Lösung ist, auf die sich hundert andere Länder geeinigt haben, kann alle anderen als Geiseln nehmen. Das ist schon mehrmals vorgekommen. Auf der anderen Seite: Ohne Konsensprinzip könnten die mächtigen Staaten versuchen, sich in Gruppen auf bestimmte Dinge zu einigen. Dank des Konsensprinzips wird auch den kleinsten Staaten zugehört, und man denkt darüber nach, warum eine Gruppe vielleicht noch nicht so weit ist.

Robertson: Die Einstimmigkeit gibt der Konferenz eine Legitimität, die kein anderes Klimaforum hat. Bei allem Streit, bei aller Kritik ist die COP also vermutlich das beste Format, um die Klimakrise global anzugehen.



Auf der diesjährigen COP29 wird Kulthoum Omari-Motsumi für die afrikanische Gruppe im Bereich Anpassungsfinanzierung verhandeln. Also über die Gelder, die es armen Ländern ermöglichen sollen, sich an unabwendbare Klimafolgen anzupassen.



Michai Robertson aus Antigua und Barbuda verhandelt für die Allianz der kleinen Inselstaaten (AOSIS) im Bereich Finanzierung. Die sei für Entwicklungsländer besonders wichtig, damit sie sich überhaupt Klimaschutzmaßnahmen leisten können.



So ein Käse

Er quietscht, vereint, spaltet: Halloumi, auf Türkisch Hellim genannt. Seit 2021 darf in den Kühltheken der Europäischen Union nur Käse als „Halloumi“ oder „Hellim“ verkauft werden, wenn er aus Zypern stammt. Die Mittelmeerinsel ist seit 1974 politisch geteilt, jahrelang hatten der griechisch-zyprische Süden und der türkisch-zyprische Norden um die geschützte Ursprungsbezeichnung gestritten: Der Käse ist für beide Inselteile ein wichtiges Exportgut. Der Kompromiss aus Brüssel, beide Namen zu schützen, sollte die gespal-

Tour de beef, Etappe 5: Zypern

tene Insel näher zusammenbringen. Das hat nicht geklappt, im Gegenteil: Produzenten aus dem Norden beschwerten sich etwa, die EU-Zertifizierung sei im Süden leichter zu bekommen (im Norden sind derzeit vier Betriebe zertifiziert, im Süden knapp 60). Und auch um die vorgeschriebenen Zutaten gibt es Streit: Der Käse soll laut EU-Verordnung mehr als 50 Prozent Ziegen- und Schafsmilch enthalten. Ein Kriterium, das die Käsequalität steigert, aber auch die Produktionskosten.

Theresa Bachmann



Der Basta-Boss hat ausgedient. Meinen zumindest diese Auszubildende und ihr Chef

*fluter: In Handwerksbetrieben geht es oft rustikal zu.
Da fliegen Späne und die Fetzen. Wie ist das bei euch?*

Wiebke (19): Ich bin nicht besonders konfliktfreudig und fühle mich wohler, wenn es auf der Arbeit freundlich zugeht.

Gangolf (65): Geht mir ähnlich. Ich bin Sternzeichen Fische: sehr harmoniebedürftig. Konflikte brauchen wir bei uns im Sägewerk nicht. Wir wollen gemeinsam was schaffen. Da ist Streit eher kontraproduktiv.

Was ist für euch ein Streit?

Gangolf: Große Frage. Der eine sagt, es ist ein Konflikt, wenn man diskutiert, was es zum Abendessen geben soll. Das ist aus meiner Sicht eine Meinungsverschiedenheit. Ein Konflikt ist, wenn man gar nicht mehr auf einen Nenner kommt. Und ein Streit...

Wiebke: ... das ist etwas Persönliches.

Gangolf: Ja, das würde ich auch sagen. Ein Streit ist für mich, wenn man verbal oder sogar körperlich aufeinander losgeht.

Welche Streits kommen in eurem Betrieb auf?

Wiebke: Im Arbeitsalltag erlebe ich selten Streit. Hier reden alle offen über das, was sie stört.

Gangolf: Wir sind ein Familienunternehmen, wir duzen uns und arbeiten auf Augenhöhe miteinander. In meinem Büro steht die Tür immer offen. Ich denke, das unterscheidet uns von Konzernen.

Wiebke: Wir kommen alle aus der Gegend und treffen uns am Wochenende öfter privat. Wir haben eine stärkere Bindung zueinander. In anderen Firmen sieht man sich vielleicht nur auf der Arbeit, da nimmt man die Probleme bestimmt eher mit nach Hause.

*Gangolf, wer kam zuletzt durch deine Bürotür,
um ein Problem zu besprechen?*

Gangolf: Zwei Angestellte, die nicht mehr miteinander auskamen. Im Gespräch habe ich bemerkt, dass der Ältere der beiden zunehmend mit der neuen Technik überfordert war. Seine Unsicherheit hatte sich schon auf die Beziehung zu seinem engsten Kollegen ausgewirkt, da konnte ich kaum sagen: „Wartet mal ab, in ein paar Wochen sieht die Welt wieder anders aus.“

Wie hast du das Problem gelöst?

Gangolf: Wir haben gemeinsam entschieden, dass er innerhalb des Betriebs einen anderen Arbeitsplatz besetzt. Der Prozess ging über ein Dreivierteljahr. Aber es hat sich gelohnt. Die Lösung hat funktioniert und alle zufriedengestellt.

*Wiebke, was würdest du dir von deinem Chef wünschen,
wenn du einen Konflikt mit einem Kollegen hast?*

Wiebke: Dass er als neutraler Berater auftritt: Er sollte beide Perspektiven anhören und versuchen, die Mitte zu finden.

Gangolf: Da sehe ich mich auch: nicht von oben herab – basta, so wird es gemacht –, sondern moderierend.

Nicht ganz leicht, wenn man mit Vorgesetzten streitet...

Wiebke: Ich nehme es hier gar nicht so wahr, dass andere am längeren Hebel sitzen. Wenn ich mich zum Beispiel bei der Urlaubsvergabe vom Meister ungerecht behandelt fühle, würde ich ihn direkt darauf ansprechen. Und erst zum Chef gehen, wenn sich herausstellt, dass es keinen triftigen Grund für die Entscheidung gibt.

Gangolf: So etwas klären wir zu dritt: Gibt es objektive Gründe für die Entscheidung? Da hake ich nach. Von Leuten mit Personalverantwortung erwarte ich, dass sie unvoreingenommen sind.

Wann sind Konflikte im Unternehmen konstruktiv?

Gangolf: Wenn es um sachliche Fragen geht, bringt dich das weiter. Neulich musste an einer Maschine etwas verändert werden. Ein Mitarbeiter hat gesagt: So, wie ihr das geplant habt, ist das technisch falsch. Es fiel mir nicht leicht, aber ich habe mich überzeugen lassen. Mir ist wichtig, dass bei uns jeder zu Wort kommt und Vorschläge macht. Ich habe die Weisheit ja auch nicht mit Löffeln gefressen.

*Erlebt ihr, dass Jüngere und Ältere im Betrieb
unterschiedlich mit Konflikten umgehen?*

Wiebke: Wir Jüngeren wollen manchmal mit dem Kopf durch die Wand und das Problem direkt lösen. Ältere denken um alle Ecken, wägen mehr ab.

Gangolf: Das sehe ich nicht so, es gibt einfach unterschiedliche Typen. Manche haben die Ruhe weg, andere eine kurze Zündschnur. Aber die Sprache unterscheidet sich: Die Jungen duzen schneller. Die sind lockerer, auch in Meinungsverschiedenheiten.

Interview: Alina Schneider

Das ist Realität

Text: Hannah El-Hitami
Illustration: Sebastian Haslauer



Aus Streit, Eifersucht und Rachegelesten macht das Reality-TV ein Format nach dem anderen. Manche mögen das anstrengend finden, unsere Autorin entspannt's

(HÖSCHE N) ((WEG))

Alles fing damit an, dass Erika Girardi ein kurzes Kleid trug und keine Unterwäsche darunter. Und es ging damit weiter, dass der Mann ihrer Freundin Dorit zu lange dorthin schaute, wo Erikas Unterwäsche hätte sein sollen.

Das war ein Plot, der „The Real Housewives of Beverly Hills“ einst für eine ganze Staffel reichte. 21 Folgen zu je 45 Minuten, in denen der Konflikt um Erikas Unterleib kreiste, mal gelöst schien, um dann wieder aufgewärmt und neu erfunden zu werden: Hätte Dorits Mann sich zusammenreißen müssen? Erika sich dezenter kleiden oder zumindest eine Serviette über den Schoß legen müssen? Ist es eine gute Spitze, wenn Dorit Erika beim nächsten Treffen Unterwäsche schenkt? Gehört der Zwischenfall verschwiegen, um den Ruf des prominenten Anwalts zu schützen, der mit der Frau ohne Unterwäsche verheiratet ist?

Wenn man möchte, kann man aus einer Kleinigkeit einen unendlichen Streit spinnen. Und im Reality-TV möchte man.

Wo Konflikt ist, ist Unterhaltung, das lehrte schon das klassische griechische Drama. In westlichen Geschichten baut der Spannungsbogen bis heute fast immer auf einem Konflikt auf. Reality-TV-Formate funktionieren nicht anders. Im Gegensatz zu fiktiven Geschichten sollen sie aber, wie der Name schon sagt, real sein. Zumindest theoretisch. Denn weil die Realität keiner Dramaturgie folgt und darüber zuweilen unspannend zu werden droht, muss der Konflikt aus den Protagonisten herausgekitzelt und dann über ein giftiges Script und die richtigen Schnitte so lange wie möglich heiß gehalten werden.

So unterschiedlich wie die Shows sind die Konflikte, die sie ausweiden. Bei manchen geht es um Wettbewerb, da kann der Konflikt wie bei „Shopping Queen“ eher spielerisch sein. In anderen wird aktiv angeheizt wie bei „Germany’s Next Topmodel“, wo sogar die Produktionscrew die Kandidatinnen zum Lästern und Mobben animiert haben soll. Sendungen wie das „Dschungelcamp“ setzen auf die Zermürbung der Teilnehmenden, damit sie irgendwann so gereizt sind, dass man den Streit einfach ernten kann. Shows wie „Love Island“ oder der „Bachelor“ casten ihre Kandidaten so zusammen, dass sie von allein Streit anfangen, um mehr Sendezeit zu bekommen. Und dann gibt es natürlich noch Shows, die sich um bestehende Konflikte drehen, zwischen Familienmitgliedern und Paaren, um Konflikte mit dem Gesetz oder mit dem eigenen Körper. „Alle Realityshows sind Versuchsanordnungen“, sagt Andrea Nolte. „Sie schaffen Rahmenbedingungen, die Konflikte schüren.“

Wer schaut sich so was an? Ziemlich viele

Nolte, Medienwissenschaftlerin an der Universität Paderborn, guckt am liebsten das „Dschungelcamp“ und das „Sommerhaus der Stars“. Sie hat über Dokusoaps promoviert und beobachtet die Dynamiken im deutschen Reality-TV. Nolte glaubt, dass dessen Konfliktkultur eskaliert, vor allem durch die sozialen Medien. „Zwischen diesen Welten gibt es Wechselwirkungen“, sagt Nolte, „sie pushen sich gegenseitig.“

Auf TikTok, Reddit, Instagram und anderen Plattformen diskutieren die Zuschauer die Folgen, oft parallel zur Ausstrahlung. Die Lagerbildung heize die Diskussionen an, sagt

Nolte: Die Zuschauenden schlagen sich auf die Seite einer Konfliktpartei, ziehen zum Teil gnadenlos über die Realitystars her. „Diese Feindseligkeit trägt dazu bei, dass sich auch in den Formaten selbst die Atmosphäre verändert, und zwar nicht zum Positiven“, sagt Nolte. Hinzu komme, dass das Realitybusiness professioneller wird. Viele der Teilnehmer tingeln von Format zu Format. Sendezeit bringt Follower und damit letztlich bares Geld. Dafür muss man liefern, sagt Nolte, je krasser, desto lukrativer. „Wer langweilig ist und nicht provoziert, hat keine Chance auf eine Realitykarriere.“

Einschalten, um abzuschalten

Die Kritik am Konfliktfetisch der Formate ist bekannt: Sie beuten die Teilnehmer psychisch aus, verankern Stereotype und negative Verhaltensweisen im Unterbewusstsein der Zuschauer. Und sie können auch die verletzen, die sich mit den Teilnehmern identifizieren. Trotzdem muss ich sagen: Es sind gerade die sinnlosen Konflikte, die Reality-TV für mich so erholsam machen.

Andrea Nolte hat dafür eine Erklärung: „parasoziale Interaktion“. Entweder wir identifizieren uns mit den gezeigten Personen, oder wir finden sie doof. Nicht wenige schauen zu, um sich über die Gezeigten zu erheben: ein sozialer Abwärtsvergleich. „Dadurch vergewissern wir uns unserer eigenen Werte und Ansichten“, sagt Nolte. Realityshows kann man also auch als Verhandlung gesellschaftlicher Normen sehen.

Früher war es mir peinlich, dass ich als politisch interessierter Mensch Sendungen schaue, die als „Trash“ gelten, als schriller Nonsense, über den viele nur den Kopf schütteln. Mittlerweile weiß ich, dass es in allen Teilen der Gesellschaft Fans wie mich gibt: Die Quoten boomen, und es gibt immer mehr Realityformate.

Am liebsten sind mir US-Serien: diverse Maklerinnen-Shows, zwischendurch ein Datingformat, am liebsten aber die „Real Housewives of Beverly Hills“, die sich seit bald 15 Jahren vor der Kamera streiten und versöhnen.

Das läuft meist so ab: Der Konflikt entsteht bei einer Party unter Alkoholeinfluss. Sofort scharen sich alle um die Streitparteien – vorsätzlich, um zu schlichten, tatsächlich, um noch mehr Öl ins Feuer zu gießen. Im Nachgang treffen sich die Beteiligten in Grüppchen und besprechen, was passiert ist. Weil alle beteuern, ehrlich miteinander sein und sich aussprechen zu wollen, wird das Streitthema immer wieder aufgebracht. Irgendwann vertragen sich die Streitenden, besonders gern, wenn schon der nächste Konflikt ansteht, in dem sie sich gegen eine andere Person verbünden.

Die Konflikthanlässe sind dabei meist komplett unwichtig, und die Kulisse – die Häuser riesig, die Extensions grellblond, die High Heels schwindelerregend – ist so fernab meiner Realität, dass ich beim Zuschauen richtig abschalte. Als Journalistin schreibe ich viel über Rassismus, Völkerrechtsverbrechen oder Migration, belastende Themen, die ich oft noch im Privaten weiterdiskutiere. Läuft nach Feierabend eine Folge „Housewives“, tausche ich Realität gegen Reality. In der gibt es auch jede Menge Konflikte, aber die sind banal und haben nichts mit dem verkorksten Zustand der echten Welt zu tun.

Das Internet zum Heft:
fluter.de



Das Stadion als Safe Space

Wer in Marokko die Obrigkeiten kritisiert, riskiert, im Gefängnis zu landen. Dabei gibt es vieles zu kritisieren, von Armut bis Jugendarbeitslosigkeit. Ein Ort, an dem junge Marokkaner ihre Meinung äußern, sind die Fußballfan- kurven. Unsere Autorin war unterwegs mit Ultras von Raja Casablanca.

[fluter.de/ultra](#)

Nach der Wahl ist vor der Arbeit

Jetzt, wo das neue Europäische Parlament gewählt ist, heißt es in Brüssel: Ärmel hochkrepeln. Wir haben mit

Menschen gesprochen, die im Politik- business dort arbeiten: als Kantinen- mitarbeiterin oder Abgeordnete, als EU-Präsidentin, Datenanalystin oder Umweltschützer.

[fluter.de/europawahl](#)

Berichte aus der Mitte Deutschlands

Sicherheitsvorkehrungen bei Demos, Pöbeleien gegen die Presse, Einschüch- terungen in der Straßenbahn: In Thü- ringen erleben viele Menschen eine zunehmende Bedrohung durch rechts- extreme Anfeindungen und Gewalt. Ein Journalist, eine Geflüchtete und eine trans Frau berichten aus ihrem Alltag

[fluter.de/thueringen](#)

Vorschau

Für junge Menschen hat das Auto als Verkehrsmittel ausgedient, heißt es oft, und als Statussymbol sowieso. Wir haben da unsere Zweifel: Die Zahl der neu erteilten Führerscheine ist seit Jahren stabil. Wie ver- trägt sich diese automobile Gesellschaft mit der ökologisch überfälligen Verkehrswende? Wie kommen wir alle von A nach B, auch ohne dickes Konto? Geht nichts ohne Containerschiffe? Was spricht noch für In- landsflüge, was gegen Paketdrohnen? Und wen trifft man im Nachtzug nach Lagos? Das Thema Verkehr ist ein bewegendes und deshalb auch das unseres nächsten Hefts. Volle Fahrt voraus.

Impressum

fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 91, Thema Streiten
Sommer 2024
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Thorsten Schilling (V.i.S.d.P.)
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn
[www.bpb.de](#)
info@bpb.de
Tel. 0228/99515-0

Redaktionsleitung
Simone Ahrweiler und Katharina Wellems
(Bundeszentrale für politische Bildung)

Redaktionelle Koordination
Paul Hofmann (DUMMY Verlag)

Bildredaktion
Trine Skraastad

Art-Direktion
Sabine Kornbrust

Mitarbeit
Theresa Bachmann, Titus Blome, Hannah El-Hitami, Oliver Gehrs, Oliver Geyer, Marius Hegel, Benjamin Hindrichs, Martin Hogger, Helena Lea Manhartsberger, Jonas Mayer, Frederik Mittendorf, Victoria Porcu (Volontärin bpb), Celine Schäfer, Annett Scheffel, Alina Schneider (Volontärin bpb), Ann-Kristin Schöne, Ella Shomade, Christian Vooren, Anne Waak, Jule Zentek

Dokumentation
Kathrin Lilienthal

Korrektorat
Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbriefes
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
[www.dummyverlag.de](#)

Aboservice
Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen:
[www.fluter.de/heft-abo](#)
abo@heft.fluter.de

Ein barrierefreies PDF/UA dieses Heftes findest du auf [fluter.de](#) zum Download:
[www.fluter.de/hefte](#)

Nachbestellungen
Publikationsversand der bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax 038204/66-273
[www.bpb.de/shop](#)
Nachbestellungen ab 1 kg bis 20 kg kosten 5 Euro.

Druck
Druckhaus Kaufmann GmbH
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0
info@druckhaus-kaufmann.de
[www.druckhaus-kaufmann.de](#)

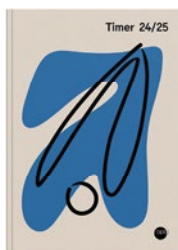
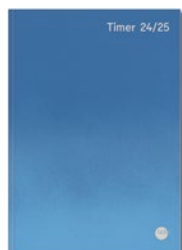
Bildnachweise
Illustrationen: Sebastian Haslauer; Cover: Yves Borgwardt; U2 Martin Parr/Magnum Photos/ Agentur Focus; S.3 Max Southern; S.4 Etsuo Hara/Getty Images, Mykhaylo Palinchak/Alamy/ Alamy Stock Photos/mauritiu images, Helena Lea Manhartsberger; S.5 Finbarr O'Reilly/The New York Times/Redux/laif; S.10-14 Etsuo Hara/Getty Images; S.15 photothek/IMAGO; S.16 Uta Wagner/ IMAGO, Stephanie Pilick/dpa/picture alliance; S.17 Bernd von Jutrczenka/dpa/picture alliance, DB Steiner/dpa/picture alliance; S.22 Allen J. Schaben/Los Angeles Times/Polaris/laif; S.24 Piero Olisi/Polaris/laif (o.,u.), Daniel Rolider (2.M.); S.31 Timo Knorr/Agentur Focus; S.34-39 Helena Lea Manhartsberger; S.40 Mykhaylo Palinchak/Alamy/Alamy Stock Photos/mauritiu images; S.43 Simon Gerlinger; S.44-45 Joseph Eid/Getty Images; S.46 privat, AOSIS; S.50 Back pagePix/empics/picture alliance; U4 Renke Brandt

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
[www.fluter.de/datenschutz](#)

Alle Hände voll zu tun?!

Behalte den Überblick mit dem Timer 2024/25.



Der Notizkalender der Bundeszentrale für politische Bildung bietet täglich Wissenswertes aus aller Welt zu Politik, Geschichte und Gesellschaft und spannende Perspektiven auf das aktuelle Thema „Körper“.



Einfach bestellen auf
[bpb.de/timer](https://www.bpb.de/timer)

Täglich *tiefer*

blicken

Foto: Renke Brandt



Auf fluter.de gibt's immer
was Neues